

Monatshefte für deutschen Unterricht

Formerly Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik

A Journal Devoted to the Teaching of German in the
Schools and Colleges of America

VOLUME XXI

DECEMBER 1929

NUMBER 8

Volkscharakter und Lyrik

Deutsche Abend- und Nachtlieder

Von ERICH HOFACKER, *Washington University*

(Schluß)

Noch klarer spiegelt sich die Anschauung der Romantiker von der Weihe der Nacht bei *Brentano* in dem Lied: „Sprich aus der Ferne.“ Wenn das Abendrot verglüht und die Farben des hellen Tages abklingen; dann

Wehet der Sterne
Heiliger Sinn
Leis durch die Ferne
Bis zu mir hin.

Der Schleier, hinter dem sich am lauten Tag die geistigen Kräfte des Weltalls verbergen, ist jetzt gelüftet: „In goldenen Kähnen schiffen die Geister im himmlischen See.“ Das grelle Tageslicht steht nicht mehr zerstreugend und trennend zwischen der einsam suchenden Seele und ihrem geistigen Urquell, denn:

Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,
Bietet sich tröstend und trauernd die Hand,
Sind durch die Nächte die Lichter gewunden,
Alles ist ewig im Innern verwandt.

Da alles im Innern verwandt ist, geht der Weg aus der irdischen Vereinigung in die mystische Vereinigung nach innen. Der romantische Mensch liebt die Nacht, weil sie ihn wegführt von der sinnverwirrenden Buntheit des Tages auf den Pfad, der zum innern Licht weist. Der Spätromantiker *Justinus Kerner* drückt es so aus:

Nacht muß es sein,
Daß Licht uns werde.

Dann fährt er fort:

O führt mich ganz,
Ihr innern Mächte,
Hin zu dem Glanz
Der tiefsten Nächte!

Der Gedanke vom innern Licht, das jenseits der Nacht aufglänzt, ist uns schon bei Gerhardt begegnet, aber da noch in konventionell christlichem Gewand, jetzt taucht er als eine allgemein mystische Ahnung auf.

Den Weg des Mystikers beschreitet auch *Novalis* in seinen „Hymnen an die Nacht“.⁴ Zuerst preist er die Herrlichkeit des irdischen Lichts, dann heißt es: „Abwärts wende ich mich / zu der heiligen, unaussprechlichen / geheimnisvollen Nacht—.“ Auch für *Novalis* sind die Sterne nur Leitsterne zum innern Licht: „Himmlicher als jene blitzenden Sterne / in jenen Weiten / dünken uns die unendlichen Augen, / die die Nacht / in uns geöffnet. / Weiter sehn sie / als die blässesten / jener zahllosen Heere, / unbedürftig des Lichts / durchschauen sie die Tiefen / eines liebenden Gemüts, / was einen höhern Raum / mit unsäglichlicher Wollust füllt.“ Obgleich *Novalis* von den hier⁵ genannten romantischen Dichtern zeitlich der früheste ist, hat er das Mysterium der Nacht am tiefsten begriffen.

Einen Ausklang der Romantik, nach einer Richtung hin, bildet *Heinrich Heine*, der die romantische Ironie auf die Spitze treibt und mit der scharfen Klinge seines Witzes die romantischen Traumbilder seiner Phantasie selbst zerstört. Zu den menschlich ergreifendsten seiner Gedichte gehören die, die gegen Ende seines Lebens entstanden. Die alte Weisheit vom Schlaf, als dem Bruder des Tods, ist ihm eines Abends zum persönlichsten Erlebnis geworden. Die Plötzlichkeit, mit der das Erlebnis in ihm aufblitzte, glaubt man in der unvermittelten Gegenüberstellung des ersten und zweiten Zeilenpaares zu spüren:

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

In volksliedmäßiger Einfachheit und Kürze ist alles dargestellt. So kann sich selbst der Spötter *Heine* dem metaphysischen Zug der deutschen Lyrik nicht ganz entziehen.

Metaphysisch, in dem Sinne eines Erfühlens der Kräfte, die „hinter dem Physischen“ wirken, ist auch die Lyrik *Mörikes*. Mystisch ist seine Lyrik insofern als *Mörike* den Zugang zu den geheimnisvoll wirkenden Kräften der Natur in den Tiefen seines eigenen Wesens sucht. Wie oft, so geht *Mörike* auch in dem „Gesang zu zweien in der Nacht“ von einem fein beobachteten Naturvorgang aus um dann das leicht verflüchtigende Atmospärische in der Natur bald in einem musikalisch abgestimmten Bild, bald in einem selbst erfüllten Mythos einzufangen:

Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,

⁴Obgleich das Gedicht nicht im *Oxforder Buch* steht, kann es in einer Betrachtung über deutsche Nachtlieder nicht unerwähnt bleiben.

⁵Von einem Abendlied *Hölderlins* ist im *Oktoberheft* 1928 die Rede gewesen.

Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt.

Daß das dichterische Ich in den Kreis der nächtlich webenden Kräfte einbezogen ist, zeigt die an die Nacht gerichtete Zeile am Schluß:

Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit.

Die bewußte, gedankliche Lyrik *Hebbels* spricht manches, was die Romantiker nur gefühlsmäßig geahnt hatten, deutlich aus. Die durch Rudolf Steiner neubelebte deutsche Mystik der Gegenwart weist immer wieder auf zwei Erlebnisse hin,⁶ von denen das eine in Hebbels „Nachtlied“ und das andere in Hebbels Gedicht „Die Weihe der Nacht“ angedeutet wird. Jede Nacht, so lehren die Mystiker, taucht das geistige Selbst des Menschen in die geistigen Reiche ein, in denen es vor und nach der Geburt weilt. Hebbel spürt, wie sein Ich allnächtlich untertaucht in ein kosmisch-geistiges Leben:

Quellende, schwellende Nacht,	Herz in der Brust wird beengt!
Voll von Lichtern und Sternen:	Steigendes, neigendes Leben,
In den ewigen Fernen,	Riesenhaft fühle ich's weben,
Sage, was ist da erwacht?	Welches das meine verdrängt.

Die Sterne sind geistige Kraftzentren, sagt Steiners Geisteswissenschaft, von denen regenerierende Kräfte ausgehen zu dem Leib des schlafenden Menschen, der während des Tages aus dem kosmischen Zusammenhang gerissen ist. Hebbel drückt diese Erkenntnis in dem Gedicht „Die Weihe der Nacht“ so aus:

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Glieder wieder
Sich in neuer Frische regen.
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr, so weit er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er alle wieder an.

Bei *Gottfried Keller* finden wir eine Weltanschauung, die das Ewige und Mystische in der Natur wohl anerkennt, aber doch ganz diesseitig eingestellt ist. Der Dichter, der an kein persönliches Fortleben nach dem Tode glaubt, nimmt seine Erdenpflichten umso ernster, erlebt aber auch die Erdenschönheit umso intensiver. So heißt es in seinem berühmten „Abendlied“ am Schluß:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.

Kellers Naturmystik spiegelt sich in dem Gedicht „Unter Sternen“:

Heilig ist die Sternenzzeit,
Öffnet alle Gräfte;
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

⁶Vergl. „Christian Morgenstern als Mystiker“ in „The Journal of English and Germanic Philology“, April, 1928.

Je ausschließlicher das naturwissenschaftliche Denken in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seine Vorherrschaft ausübte, desto mehr erstrebte die Lyrik eine genaue, farbenreiche Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit. Wie bei Brockes wird die Natur wieder am kleinsten beobachtet, nur daß die Beobachtung jetzt genauer und die Sprache ungleich melodischer und ausdrucksfähiger geworden ist. Schon die Titel der Abend- und Nachlieder weisen räumlich und zeitlich auf etwas genau Umschriebenes hin, so C. F. Meyers „Abendwolke“, Wilhelm Jensens „Letztes Licht“, oder Martin Greifs „Hochsommernacht“. Wie zur Zeit des Rationalismus wird jetzt wieder das Geistige zuweilen durch eine moralische Anweisung ersetzt, so in dem Gedicht „Nacht“ von Wilhelm Jensen (1837-1911), wo es am Schluß heißt:

Steh schweigend und fühle,
Wie nichtig du bist.

Der gleiche Dichter schließt in dem Gedicht „Letztes Licht“ die Beschreibung des sinkenden Tages mit einer allgemein philosophischen Betrachtung im Stil des 18. Jahrhunderts:

Der du aus Nacht dereinst ins Licht gegangen,
Es kommt die Nacht, dich wieder zu verlangen.

Endlich hält die moderne Technik in recht naturalistischer Weise ihren Einzug in die Lyrik. Hier sind die ersten Zeilen von Gerhart Hauptmanns Gedicht „Im Nachtzug“:

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht.
Die Räder dröhnen und rasen.
Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht
Unter sieben schnarchenden Nasen.

Wie Hauptmann selber, hat auch die deutsche Lyrik im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts den Naturalismus überwunden. Die Beschreibung der äußeren Wirklichkeit wird über diese Wirklichkeit wieder hinausgehoben, indem sie vom Künstler in die allerfeinsten Regungen nacherlebt wird. So erhalten wir wieder die von der objektiven Wirklichkeit ausgelöste Seelenregung des Dichters. Rainer Maria Rilke (1875-1926) zeigt uns in einem frappanten Bild, mit einer Sprachmusik, die an die Romantiker erinnert, wie unmerklich und lautlos der Mond am Horizont erscheint:

Traumselige Vigilie,
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Mit anspruchsloseren Mitteln, aber persönlicher drückt Richard Dehmel (1863-1920) ein ähnliches Erlebnis in seinem Gedicht „Manche Nacht“ aus:

Und du merkst es nicht im Schreiten,
Wie das Licht ver Hundertfältigt

Sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

Von hier aus ist nur noch ein Schritt zu der metaphysischen Neuromantik eines *Richard von Schaukal* (geb. 1874):

Nachthimmel

Sterne flimmern durch die Himmel weit,
Dunkelblau verbreitet sich Unendlichkeit,
Aus der nachtverhüllten Erde ragen
Schwarze Bäume, die die Stille tragen.

Und du selbst, du fühlst dich dir entgleiten,
Eine Welle nur der Ewigkeiten.

Endlich mündet die tiefgründige moderne Mystik eines *Christian Morgenstern* (1871-1914) wieder in die Gefühlswelt des Novalis, in dem ehrfürchtig erschauernden, sehnsuchtsvollen Gedicht „O Nacht . .“:

O Nacht, du Sternenbronnen,
ich bade Leib und Geist
in deinen tausend Sonnen—

O Nacht, die mich umfließt
mit Offenbarungswonnen,
ergib mir, was du weißt!

O Nacht, du tiefer Bronnen

So haben wir in den im Oxforder Buch deutscher Dichtung gesammelten Abend- und Nachtliedern einen unmittelbar erlebbaren Niederschlag der verschiedenen Epochen neuerer deutscher Geistesgeschichte. Dreißigjähriger Krieg, Aufklärung, Rokoko, Klassik, Romantik, Realismus und Neuromantik finden in diesen Gedichten ihren Widerschein. Trotz dieser mannigfaltigen Abwandlungen treten einige Züge immer wieder hervor. Sie gehören zum Wesen des deutschen Volkscharakters. Nur im Zeitalter der Aufklärung und des Realismus scheinen diese Züge durch die Macht fremder Beeinflussung verwischt. Dagegen ist die Romantik immer als besonders deutsch empfunden worden. In den Gedichten aus der Romantik wird der deutsche Volkscharakter besonders deutlich sichtbar.

Schon die Tatsache, daß die Abend- und Nachtlieder in der deutschen Lyrik eine so wichtige Rolle spielen, gibt uns eine Gewähr dafür, daß in ihnen deutsche Wesenszüge sich offenbaren. Die Grundmelodie dieser Lieder setzt sich gewöhnlich aus drei Motiven zusammen: Abkehr vom Alltag, Versenkung in die Natur, Vereinigung mit dem Unendlichen. Dem entsprechen drei Wesenszüge des deutschen Volkscharakters: Individualismus, Naturverbundenheit, Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Unter den Dichtungsgattungen ist die Lyrik die individuellste, denn Lyrik ist Wortwerdung eines persönlichen Gefühls und über das Gefühl

Je ausschließlicher das naturwissenschaftliche Denken in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seine Vorherrschaft ausübte, desto mehr erstrebte die Lyrik eine genaue, farbenreiche Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit. Wie bei Brockes wird die Natur wieder am kleinsten beobachtet, nur daß die Beobachtung jetzt genauer und die Sprache ungleich melodischer und ausdrucksfähiger geworden ist. Schon die Titel der Abend- und Nachlieder weisen räumlich und zeitlich auf etwas genau Umschriebenes hin, so C. F. Meyers „Abendwolke“, Wilhelm Jensens „Letztes Licht“, oder Martin Greifs „Hochsommernacht“. Wie zur Zeit des Rationalismus wird jetzt wieder das Geistige zuweilen durch eine moralische Anweisung ersetzt, so in dem Gedicht „Nacht“ von *Wilhelm Jensen* (1837-1911), wo es am Schluß heißt:

Steh schweigend und fühle,
Wie nichtig du bist.

Der gleiche Dichter schließt in dem Gedicht „Letztes Licht“ die Beschreibung des sinkenden Tages mit einer allgemein philosophischen Betrachtung im Stil des 18. Jahrhunderts:

Der du aus Nacht dereinst ins Licht gegangen,
Es kommt die Nacht, dich wieder zu verlangen.

Endlich hält die moderne Technik in recht naturalistischer Weise ihren Einzug in die Lyrik. Hier sind die ersten Zeilen von *Gerhart Hauptmanns* Gedicht „Im Nachtzug“:

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht.
Die Räder dröhnen und rasen.
Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht
Unter sieben schnarchenden Nasen.

Wie Hauptmann selber, hat auch die deutsche Lyrik im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts den Naturalismus überwunden. Die Beschreibung der äußeren Wirklichkeit wird über diese Wirklichkeit wieder hinausgehoben, indem sie vom Künstler in die allerfeinsten Regungen nacherlebt wird. So erhalten wir wieder die von der objektiven Wirklichkeit ausgelöste Seelenregung des Dichters. *Rainer Maria Rilke* (1875-1926) zeigt uns in einem frappanten Bild, mit einer Sprachmusik, die an die Romantiker erinnert, wie unmerklich und lautlos der Mond am Horizont erscheint:

Traumselige Vigilie,
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Mit anspruchsloseren Mitteln, aber persönlicher drückt *Richard Dehmel* (1863-1920) ein ähnliches Erlebnis in seinem Gedicht „Manche Nacht“ aus:

Und du merkst es nicht im Schreiten,
Wie das Licht verhundertfältigt

Sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

Von hier aus ist nur noch ein Schritt zu der metaphysischen Neuromantik eines *Richard von Schaukal* (geb. 1874):

Nachthimmel

Sterne flimmern durch die Himmel weit,
Dunkelblau verbreitet sich Unendlichkeit,
Aus der nachtverhüllten Erde ragen
Schwarze Bäume, die die Stille tragen.

Und du selbst, du fühlst dich dir entgleiten,
Eine Welle nur der Ewigkeiten.

Endlich mündet die tiefgründige moderne Mystik eines *Christian Morgenstern* (1871-1914) wieder in die Gefühlswelt des Novalis, in dem ehrfürchtig erschauernden, sehnsuchtsvollen Gedicht „O Nacht . .“:

O Nacht, du Sternenbronnen,
ich bade Leib und Geist
in deinen tausend Sonnen—

O Nacht, die mich umfließt
mit Offenbarungswonnen,
ergib mir, was du weißt!

O Nacht, du tiefer Bronnen

So haben wir in den im Oxforder Buch deutscher Dichtung gesammelten Abend- und Nachtliedern einen unmittelbar erlebbaren Niederschlag der verschiedenen Epochen neuerer deutscher Geistesgeschichte. Dreißigjähriger Krieg, Aufklärung, Rokoko, Klassik, Romantik, Realismus und Neuromantik finden in diesen Gedichten ihren Widerschein. Trotz dieser mannigfaltigen Abwandlungen treten einige Züge immer wieder hervor. Sie gehören zum Wesen des deutschen Volkscharakters. Nur im Zeitalter der Aufklärung und des Realismus scheinen diese Züge durch die Macht fremder Beeinflussung verwischt. Dagegen ist die Romantik immer als besonders deutsch empfunden worden. In den Gedichten aus der Romantik wird der deutsche Volkscharakter besonders deutlich sichtbar.

Schon die Tatsache, daß die Abend- und Nachtlieder in der deutschen Lyrik eine so wichtige Rolle spielen, gibt uns eine Gewähr dafür, daß in ihnen deutsche Wesenszüge sich offenbaren. Die Grundmelodie dieser Lieder setzt sich gewöhnlich aus drei Motiven zusammen: Abkehr vom Alltag, Versenkung in die Natur, Vereinigung mit dem Unendlichen. Dem entsprechen drei Wesenszüge des deutschen Volkscharakters: Individualismus, Naturverbundenheit, Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Unter den Dichtungsgattungen ist die Lyrik die individuellste, denn Lyrik ist Wortwerdung eines persönlichen Gefühls und über das Gefühl

sagt Goethe: „Was ich weiß, kann jeder wissen, mein Gefühl nur habe ich für mich allein“. Der echte Lyriker spricht aus, was sein Inneres so mächtig bedrückt oder erhebt, ohne Rücksicht auf ein Publikum. So ist schon die Tatsache, daß der größte deutsche Dichter als Lyriker am größten ist, und daß die deutsche Lyrik als Ganzes die größte dichterische Gabe der Deutschen an die Weltliteratur bedeutet, ein indirekter Beweis für den deutschen *Individualismus*. Der Ausruf Goethes: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt!“ kann als Einführungsmotto für fast alle deutschen Abend- und Nachtlieder gelten. Wenn ausnahmsweise einmal der Mitmenschen gedacht wird, so geschieht es in der Einsamkeit des Gebets, wie bei Gerhardt und Matthias Claudius. Seinen anschaulichsten Ausdruck hat der Individualismus in der Gestalt des Einsiedlers gefunden (Grimmelshausen, Eichendorff). Der Individualismus ist natürlich auch in anderen deutschen Kulturerscheinungen zu tage getreten; bekannt sind seine Schattenseiten: deutsche Eigenbrödelei und deutscher Partikularismus, sowie seine Lichtseiten: sein Anteil bei der Entwicklung großer Persönlichkeiten und bei der Kulturtat der Reformation.

Die *Naturverbundenheit* des Deutschen, die sich schon in der deutschen Mythologie, im Vergleich zu den Mythologien anderer Völker kundgibt, ist durch den hartnäckigen Kampf der mittelalterlichen Kirche vorübergehend unterdrückt worden. Sie drückt sich aber in neuerer Zeit besonders in der Lyrik aus, als Liebe zur Natur und Sehnsucht nach ihr. Aus den spärlichen Ansätzen des Naturgefühls bei Gryphius und Gerhardt wird seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die „Stimmung in der Natur“ fast der ausschließliche „Gegenstand“ der deutschen Abend- und Nachtlieder. Bekanntlich hat die deutsche Sehnsucht zur Natur in der Liebe zum Wandern seinen volkstümlichsten Ausdruck gefunden.

Noch bezeichnender als Individualismus und Naturverbundenheit ist bei den deutschen Abend- und Nachtliedern die *Sehnsucht nach dem Unendlichen*. Sie ist in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges durch äußere Umstände begünstigt worden und erschien noch kirchlich gebunden. Im Zeitalter der Aufklärung kleidet sie sich in ein abstraktes, moralisierendes Gewand (Günther, Brockes), um dann in der Romantik sich in ihrer reinsten Form zu offenbaren. Die Gedankenwelt der Romantik hat sich dann noch weit ins Zeitalter des Realismus hinein erhalten (Gottfried Keller) und hat in neuester Zeit eine mächtige Wiederbelebung erfahren. So schwingt der Pendel jetzt wieder nach dem Schwerpunkt deutschen Wesens zurück.—Deutsche Naturverbundenheit, deutscher Individualismus und deutsche Sehnsucht nach dem Unendlichen verbinden sich in der einzigartigen deutschen Innerlichkeit, die vielleicht das Edelste ist, was der Deutsche im Kreis der Völker geben kann.

Varianten der pennsylvaniadeutschen Sprache

Von HEINZ KLOSS, *Assistent am Deutschen Auslandsinstitut, Stuttgart*

Wer in Nordamerika deutsche Mundarten kennen lernen will, hat das beste Beobachtungsobjekt an der pennsylvaniadeutschen Sprache, die soziologisch durch das Aussterben des Hochdeutschen in ihrem Bereich eine selbstständige dem Hochdeutschen nebengeordnete Sprache geworden ist, philologisch aber selbstverständlich weiterhin als deutsche Mundart zu gelten hat. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß mit dem Wiederzunehmen des deutschen Fremdsprachenunterrichts dies Idiom in Zukunft eine erhöhte Beachtung finden wird, zum mindesten an den Universitäten, in der wissenschaftlichen Germanistik, von der Möglichkeit ihrer Pflege an der von der Concord-Gesellschaft geplanten deutschamerikanischen Universität ganz abgesehen. Die gleichsam noch ganz unentdeckte pennsylvaniadeutsche Literatur, von der bislang nur Harbaugh und H. L. Fisher einer weiteren Öffentlichkeit bekannt sind, der aber so bedeutende Persönlichkeiten wie die Lyriker Lee L. Grumbine und C. C. Ziegler und der Erzähler C. C. More zuzurechnen sind, wird das Interesse an dieser Sprache steigern. Die erste Voraussetzung nun für die philologische Beschäftigung mit ihr ist, daß man sich über die starken Verschiedenheiten des Idioms klar wird. Schon in dem Buch von P. E. Gibbons „Penna. Dutch and other Essays“ (1874) wird einleitend bemerkt, im Gegensatz zu den europäischen Sprachen kenne das Penna. Deutsche keine Dialekte, wobei interessant ist, mit welcher Selbstverständlichkeit von der Verfasserin das Idiom sich damals nicht als deutscher Dialekt sondern als selbstständige Sprache bewertet wird. In der Einleitung zu seinem 1924 erschienenen Wörterbuch der nichtenglischen Bestandteile der pennsylvaniadeutschen Sprache sagt Marcus Bachmann Lambert, daß zwei Eigenschaften den Dialekt auszeichnen, einmal die Zähigkeit, mit der er sich behauptet (denn schon 250 Jahre ist er von der Flut der englischen Sprache umgeben) und zweitens die Einheitlichkeit, mit der er gesprochen werde, trotzdem sein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet in Pennsylvanien und Maryland etwa 40000 qkm umfasse. Daß zweite ist insofern richtig, als der Dialekt überall seine einheitliche pfälzische Grundprägung aufzuweisen hat und ebenso überall ein bestimmtes Mindestmaß englischer Lehnworte. Trotzdem findet man im einzelnen erhebliche Abweichungen. In Lehigh und Northampton Counties wurde ursprünglich vielfach reines Schriftdeutsch gesprochen, und auch als sich der Dialekt als Umgangssprache durchgesetzt hatte, behielt das Schriftdeutsche länger als in anderen Teilen Pennsylvaniens seine Geltung in Presse und Schule.¹ Infolgedessen ist hier das Pennsylvanische ärmer an englischen Lehnworten, und noch um 1870 etwa fehlten diese dort fast völlig; Schrift-

¹Man vgl. wie in der Beilage zur „Allg. Zeitung“ vom 4. März 1842 in einer Korrespondenz aus Bethlehem, Pa. das Eindringen des Pennsylvaniadeutschen während jener Jahre in die bis dahin noch hochdeutsch redende Stadt geschildert wird. Die Stadt hatte damals unter 1.100 Einw. noch 800-900 Herrnhuter.

steller der damaligen Zeit, die in Allentown wohnten und pennsylvanisch schrieben, kamen fast ohne jedes englische Lehnwort aus. Auch die pfälzischen Bestandteile waren dem Schriftdeutschen oft noch stark angenähert; man schrieb z. B. noch „vom“ statt „vum“. Zu diesen natürlichen Unterschieden kam die bewußte Gestaltung durch den Schriftsteller. Bei einer Bauernsprache reichte der ursprüngliche Wortschatz nicht aus, sobald es galt, Kompliziertes zu sagen, und hier griffen die einen Schriftsteller (wie Rauch) auf den englischen, andere (wie Leisenring) auf den schriftdeutschen Wortschatz zurück. Vergleichen wir daher zwei ältere Prosatexte, beide ernsthafte Zeitschriftenaufsätze, die ungefähr in der gleichen Zeit erschienen sind, so finden wir ganz erstaunliche Unterschiede. Eduard D. Leisenring hat im Allentowner „Friedensboten“ einen Zeitschriftenartikel geschrieben, der etwa 1874 erschienen sein muß und an den Lehrer Horne gerichtet ist, der damals sein 1875 veröffentlichtes Lehrbuch der pennsylvanischen Sprache vorbereitete. Hier heißt es:

„Hochwerdiger Professor: Ich hab schon viel von d'r geles im Friedensbote un annere Zeinge, un g'sehne, daß du dich bis uf die neunt Haut wehre dhust for unser schöne Pennsylvania Deutsche Sprach ufzuhalte, daß sie net unnerdrückt un vernicht sott werre von dene Englishe kerls, wo doch net English kenne und leeber Gott, ah kenn Deutsch. 'S hot mich werklich gepläsirt, daß so'n gelernter Kerl, wie du eener bist, unser Part nemmt. Ich bin 'n Pfalzer, mei Großdadi is aus der Palz rüwer kumme, un dieweil die gelernte Leut behaupten, der Großdadi dhat alsfort widder im Enkel raus kumme, do bin ich dennoch mei großdadi selwert, wo von der Palz rüwer kumme is. Uf sell bin ich stolz, vonwege er war'n schmarter Mann. . . . wann du sell Buch schreibe wit, mocht ich d'r eppes von Adveis (Rat) gewe, vonwege weil ich selwert 'n Pennsylvanier un noch newebeil 'n Palzer bin wie ich d'r bewisse hab. Nau die Palzer Sprooch un die Pennsylvanisch Sprooch sauwer g'schwetzt, sin eens, un is schier keen Unnerschied dazwische. Les mol „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt“ (Nadler) noh geh ufs Land un geb gut acht wie di Leut schwätze; was die Buwe un die Mäd zu nanner sage an der Singeschul, vor'm Schulhaus wann's dunkel is: was die Baure sage von de Gäul, vom Rinsvieh, von de Sau, vom Weeze, vom Welshkorn un vom Hai; was un wie die Weibslaut mitnanner dischkurire üwer allerhand Sache, die juscht sie alleen a'belange, un du werscht bal erfahre, was Pennsylvanisch Deutsch is.“ Noch stärker ans Hochdeutsche lehnt sich ein Zeitungsbrief an, der 1865 im „Bucks County Express“, einer deutschen Landzeitung, erschien:

„Mister Drucker! Ihr wißt, es giebt verschiedene Sorten Menschen in der Welt, wovon ein Dehl Maed sin und die annere Dehl Buwe, ein Dehl davon sin gross und en Dehl kleh, und wann mer's alsemol beim rechte Licht bestracht, so sin en Dehl von den grosse klehner wie die klehne selbert; en Dehl sin arm und en Dehl sin reich, und en Dehl

Arme sin alsemol batziger un ufgeblosener wie en Dehl von dee reiche, natürlich net all, es sin just die wo en wenig von der Narrheit geplogt sin, for enig Epper wo Verstand hot, denkt sich net besser wie annere Leut. . . .

Da howe uns im Hockelbeere land, wo die Welt mit Klappbord zugenagelt is, dermit die böse Geister net raus könne, wohnt die Suß Schmutz-lappe, die is arg hochmüthig, obwohl sie nichts Appartiges is un en Kerl, wo eppes von sich denkt, ah net zur Frah verlangt; sie is arg schlampig, un aber dobei hot sie doch en Hochmuth, daß mer mehne sollt, se hät Golddahler so groß wie Kürbse oder wie dem Aaron sein goldig Kalb, wo in der Bibel steht.“

Und dann lese man einen Absatz aus der Einleitung Eduard Rauchs zu seiner 1873 in pennsylvaniadeutsch und englisch herausgegebenen Zeitschrift „The Pennsylvania Dutchman“. (Im Original hat der Brief englische Orthographie).

„Der title, Pennsylvania-Dutchman, hen mer selekt (gewählt) noch dem das mer fiel drivver konseiderd (überlegt) hen, un net ohne e wennich tzweifel derwaage, weil mer wisse, dass e dehl Deitsche leit uf der misteken noschen (irrigen Minung) sin, dass en „Dutchman“ g’hehse waerre waer disrespectful, awer sell is an mistek. Un weil unser Pennsylvanisch Deitsch sprochen ivverall bekonnt is alls Pennsylvania Dutch wun’s schun wohr is, das es Deitsch is, un net Dutch odder Hollendisch — awer en g’mix (Gemisch) fun Deitsch und English, sin mer g’setisfeid (zufrieden) dos mer met besser du kenne dos for’s publik (Publikum) tsu gee unner ’em plehne (einfachen) title wo mer selekt hen. Un wann mer conseedere was waerklich der allgemeina charakter fun de Pennsylvania Deitscha is, donn fiele mer dos mer speschelli guti riesen (besonders guten Grund) hen, schtolz tsu sei, dos mer selwer tsu dem sehm (selben) folk g’hehre, un das mer mit recht de hoffnung hen ehre getreier diener tsu sei in unser neue editoriel aerwet (Herausgeberarbeit) de for uns is.“

Die zahlreichen englischen Fremdworte bei Rauch kommen zum Teil auch daher, daß er aus Lancaster County stammte, aus dem Süden des Sprachgebiets, wo das Schriftdeutsche früher vom Englischen verdrängt worden war als in Allentown, wo Leisenring wohnte. Das Schriftdeutsche im Norden des Sprachgebiets wurde besonders bei den Herrnhutern gepflegt. Kamen diese aus Sachsen, so die Sekte der Schwenkfelder aus Schlesien. Beide haben mit ihren Mundarten keinen Einfluß hinterlassen. Wohl aber wird das behauptet von den Schwaben, die vor allem in Berks County, und den Schweizerdeutschen, die in Lancaster County geschlossen wohnten. So hat John Baer Stoudt 1915 in seinem Buch „Folklore of the Pennsylvania-Germans“ ein Gedicht veröffentlicht, das die charakteristische schweizerdeutsche Endung „li“ zeigt.

Ei, Ei, Ei, Bimli Bei,
 Bucklich Männli, G'hörst du mei?
 Wann ich in mei' Gärt'li geh,
 Fer mei' Zwiewlin p'lanze
 Hockt des bucklich Männli do
 Un fangt a zu tanze.
 Bucklich Männli, du magst tanze
 Lass mich just mei Zwiewlin
 p'lanze.

Wann ich in mei Ställi geh
 Fer mei Kühli melke,
 Hockt des bucklich Männli dort,
 Un thut mr sie verkloppe.
 Bucklich Männli, du magst kloppe
 Lass mich just mei' Zwiewlin
 ruppe.

Und fast rein alemannisch klingen die Worte, mit denen H. L. Fisher sein Gedichtbuch „S'olt Marrikhaus mittes in dr Schtadt“ (1879) begleitete: „Oeb mer net au e bitzli grothen isch, wereder scho finde. Hene numme halb so vil Vergnüge bym Lese asz ich gspürt ha bym mache, so wirts so schlecht nit ausfalle sy.“

Besonders interessant ist es natürlich, die Entwicklung der Mundart außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets von Pennsylvanien zu verfolgen. Eine Probe des in Kanada in Ontario gesprochenen Dialekts brachte die „Neue Zeit“ (Neu Ulm) vom 31.8. 1929 (Nr. 14). In Virginien ist der Dialekt fast ganz ausgestorben. Im Jahre 1907 schreibt Wayland, daß noch damals 5% der pennsylvaniadeutschen Bevölkerung ihn sprachen und die Sprachstatistik des Religionszensus von 1916 bewies, daß auch damals noch Teil der Amischen Virginiens deutsch waren. Er ist ganz besonders abgeschliffen und vereinfacht in seinen Formen und seiner Syntax. Die folgenden Worte veranschaulichen das.

„S' war eimol ei Mätel, wu ihr Liebling fat in der Grieg is, un' is dot gmacht wure. Sie hut sich so arg gedrauert un' hut ksat: „O, wann ich ihn just noch eimol sehne könnt!“ Ei Obet is sie an'n Partie gange, aver es war ken Freud dat für sie. Sie hut gwünscht, ihre Liebe war dat au. Wie freundlich sie sei hätt könne. Sie is' naus in den Garde gange, un war allei im Monlicht khockt. Kschwind hut sie 'n Reiter höre komme. 'S war ihre Liebe ufm weisse Gaul. Er hut ken Wat ksat, aver hut sie uf den Gaul hinner sich gnomme, un' is fatgritte“

Bemerkenswert ist hier schon, wie wir es stärker noch beim Ohio-deutsch kennenlernen werden, eine deutliche Konsonantenhärtung: dat statt ostpennsylvanisch das oder dos, Mätel statt Meedel oder Mädel, Obet statt Owet. Zur Härtung trägt auch die Kontraktion (Wat statt Wart oder Wort) bei, die als solche wohl psychologisch zusammenhängt mit dem gleichzeitigen Ausdemgedächtnisentschwinden von Vokabeln: Vereinfachung des Laut — wie des Vokabelbestandes sind Symptom des sprachlichen Assimilierungsvorganges.

Viel stärker als nach Virginien war die Weiterwanderung nach Ohio, wo die Mundart auch heute noch ganz lebenskräftig tsi. Hören wir einmal ein Gespräch in dieser Mundart an: (A steht auf der Spitze, B am Fuße eine Berges)

A: Gudda Meira, dot drunna!

B: Gudda Meira, dot drowwa!

A: Wie sin all de leidt?

B: O, just so tzmlich, de alt is witter om grexer. Se hat noch mee kolt gefanga und se iss gerbermlich greitlich. — Un wie sin dei leidt?

A: Net irk gut. De Ket iss elendich und ich hop des faflums rumatiks.

B: Was far glick hust do kot hunda (jagen)?

A: Recht gut. Ich hop dreimol tschusse und hop drei schahl (vermutl. squirrel, Eichhörnchen) gedrickt. Sell is net so schlecht fah an alter mon. — Wie war dei glick?

B: Ah do jemmer, gar nix, hop dreimol tschusse und hop jeder mol gar ken gut gedu.

Auch hier sind die Formen sehr abgeschliffen (fah, im Original mit englischer Rechtschreibung faw, statt ostpennsylvanisch fer = für. Besonders interessant aber ist die ausgesprochene Härtung der Konsonanten und Worte. Wo es ostpennsylvanisch heißt „mei Alti is widder arrik am grexe“ sagt man in Ohio: „mei Alt is witter irk om grexer“. Möglicherweise geht das zurück auf den Einfluß einer anderen deutschen Mundart; sind doch in Germantown, Montgomery County, Ohio, Niederdeutsche vom Pennsylvaniadeutschtum assimiliert worden. Der obige Text stammt freilich aus Perry County. Jedenfalls ist die pennsylvaniadeutsche Sprache keineswegs ganz einheitlich, es ist schon ein weiter Schritt vom Ohio-deutsch zu der Mundart, die Leisenring, der zähe Verteidiger des Schrift-deutschen, gebrauchte. Im Verhältnis des ostpennsylvanischen Penna. — Deutsch zu dem der Außenposten kann man durchaus schon von Mundarten reden. Selbst innerhalb Pennsylvaniens sind die Differenzen ja so stark, daß z. B. in dem von ostpennsylvanischen Autoren geschriebenen Buch „Lewendiche Schtimme aus Pennsilveni“ (Stuttgart u. New York 1929) nebeneinander die Formen mir, mah, ma, maer, mer, mr, m'r verwendet werden; beim Infinitiv wechseln in dem Buch „a“ und „e“ in der Endung beständig ab und selbst „er“ ist mir aus anderen ostpennsylvanischen Texten (z. B. einem Sim Schmalzgesicht-Text einer Allentowner Zeitung von etwa 1912) bekannt. Lambert übergeht in seinem Wörterbuch diese Differenzen. Das ist ein Vorzug, wenn er eine Standardsprache fixieren, als kulturpolitisch wirken will, es ist ungenau, wenn es sich um bloße philologische Bestandsaufnahme handeln soll. Natürlich sind manche Differenzen bloß orthographischer Art (mer oder maer, mr oder m'r). Noch fehlt ja das Standardalphabeth des Penna.-Deutschen, das nur phonetisch auf deutscher Basis wird sein können (deutsche Rechtschreibung, aber oi statt eu, f statt v, v statt w, wohl auch sh statt sch). Indessen man kann wohl die Rechtschreibung vereinheitlichen, auch die Schriftsprache, nicht aber die gesprochene Sprache, und soweit diese zu untersuchen ist, wird beim Penna.-Deutschen, so lange es fortlebt, eine Fülle von Verschiedenheiten anzutreffen sein.

Lit.: Leisenrings Brief aus dem „Friedensboten“, abgedr. bei Reichard, „Penna. German Dialect Writers and their Writings“. Lancaster 1918.

Quelle für die 2. Probe (Bucks Co.) im Text; neu abgedr. im Press-Brief der Presse-Stelle des Centralvereins (St. Louis) vom 27.3. 1929. Quelle für das Zitat aus von Rauch im Text, abgedr. bei Reichard, s. o. Das Volkslied aus J. B. Stoudt „Folklore of the Penna. Germans, Philadelphia 1916. Dialektprobe aus Virginien aus H. M. Hays: On the German Dialect spoken in the Valley of Virginia. In: Dialect Notes, Bd. 3, S. 263 ff (z. T. abgedr. bei Mencken, „American Language“, vollstdg. ca. 1910 im „Pennsylvania German“). Ohiodentscher Text aus „The Penn Germania“ 1912, Nr. 2. Über Germantown-Ohio handelt J. P. Hentz, „Germantown-Ohio“. In: The Penna. German, Bd. 12, 1911, Nr. 11.

New Light on Phonetic Change

By W. FREEMAN TWADDELL, *University of Wisconsin*

Herman Hirt, in the first volume of his *Indogermanische Grammatik*, page 253, presents the results of frequency counts of the "sounds" of Sanskrit, Greek, Latin, and Gothic, and observes that a resumption of such studies is a desideratum. When Hirt's remarks were being published (1927), Mr. George Kingsley Zipf was engaged in collecting and collating frequency data which serve as the basis of his study: *Relative frequency as a determinant of phonetic change*.¹

No problem is of greater importance for the philologist than that of phonetic change: that is, the substitution of a new "sound" for an old one by all the speakers of a given dialect. In some cases the reason is not far to seek; certain sound-groups, judged by the most rigidly objective tests, are easier to pronounce than others. The voicing of *s* to *z* in *bugs*, *boys*, is a mere matter of articulatory convenience after the voiced sound preceding it. These, the so-called combinatory sound-changes, which include assimilations of all sorts, are susceptible of satisfactory explanation on the grounds of economy of effort. But there are certain spontaneous sound-changes, which affect a given "sound" in all the words of a dialect, irrespective of the influence of neighboring sounds. Generations of speakers of Indo-european languages had been saying *mus* for at least 3000 years; then speakers of Indo-european language in England (about 1400) and Bavaria (about a century earlier) began to say *maus* (Eng. *mouse*, Ger. *Maus*). Similarly, speakers of Indo-european languages for many generations had been pronouncing the initial sound of the numeral "3" as a *t*, and speakers of most IE. languages do so to this day. But in the centuries just before Christ, a certain group of speakers began to pronounce the sound as *th* (here, as elsewhere throughout this paper, read *th* as thorn). Here there can be no appeal to this principle of articulatory convenience. For *u* is not harder to pronounce than *au*; and descendents of the speakers who had substituted *maus* for an earlier *mus* began, before very long, to say *du* for an earlier *don*, *tun* for *tuon*. And the descendents of the speakers who had substituted *th* for *t* in "3" (Gothic **threis*, Latin *tres*) began a little later to say *t* for an earlier *d*

¹Harvard Stud. Class. Philol., volume 40 (1929).

in "10" (Gothic *taihun*, Latin *decem*). In these cases, it is clear, the neighboring sounds are not responsible for the substitution of new "sounds" for old. The speakers of languages which had given up *mus* could pronounce *u* after *m* and before *s* with perfect ease, as English *mood*, *loose*, German *Mut*, *Fuß* testify. Here, in short, we are dealing with a sound-change which is not combinatory, but spontaneous.

Such a spontaneous sound-change presents the problem: Why should a generation of speakers substitute a new "sound" for one which countless preceding generations had found it the most natural thing in the world to pronounce? The number of attempts to explain such changes is almost as great as that of the investigators who have attacked the problem; but this variety of explanations may be subsumed under four general classes, which need not be mutually exclusive:

1. One sound is intrinsically easier to pronounce than another. This is the argument of economy of effort, or, to use the older terminology, of "euphony." Some have even gone so far as to postulate an organic change in the vocal apparatus, which makes the pronunciation of certain sounds difficult.
2. A language is learned by a group of people (a conquered nation, for example); the difficulty of acquiring new sound-combinations results in an only partial approximation to the sounds of the learned language, an approximation which is transmitted to succeeding generations. This is the *Sprachmischung* explanation;² a newly acquired language is forcibly fitted to a set of linguistic habits to which it is not perfectly adapted, and the resultant disturbances are adjusted by a number of sound-shifts. If the disturbances are sufficiently profound, the attempt to adjust them may of necessity have to be so violent that a permanent tendency is established in the language, — what is often called a "phonetic drift." A more or less rapid tempo of speech, a predominantly stress or pitch system of accentuation, may impart such a permanent tendency to a language.
3. The influence of climate, soil, occupation, and the like, has been suggested. Some investigators have attempted to connect the Germanic consonant-shift (often called Grimm's Law) with the mountainous country in which it may have occurred;³ and they adduce the evidence of a similar connection in the Old High German, the Armenian, and certain Bantu shifts, which took place in high country. (So far as I know, no enterprising scholar has attempted to account for the Madagascar sound-shifts on this basis; I present the aperçu gratis to anyone who may wish to work it out).
4. A sound-shift has been held to reflect the spiritual character of its speakers. Jakob Grimm accordingly saw in the Germanic consonant-shift a reflection of the energy and independence of the speakers of proto-ethnic Germanic: "Isn't there a certain proud courage (*Mut und Stolz*)

²See, for example, Hirt: *Gesch. d. d. Spr.* (2), pp. 87 ff.

³Meyer-Benfey is a prominent exponent of this theory; see *Zfda.*, 45.119.

in strengthening media to tenuis, tenuis to aspirate?"⁴ A silly passage in the same vein is to be found in Mr. Aldous Huxley's *Those Barren Leaves*.

An extremely important characteristic of spontaneous sound-change, which has not received due attention in previous discussions, is that it represents not only a substitution of one sound for another, but a shift of sound for an entire *phoneme*.

The reader may have noticed that I have above occasionally inclosed "sound" in inverted commas; in those cases I was using the word as it frequently is used, loosely, and as, regrettably, Mr. Zipf too uses it, though it is clear that he is thinking in terms of phonemes, a fact in which a considerable part of the value of his contribution lies. Since the term "phoneme" is all too little used or understood, it may be worth our while to define it briefly.

Professor Leonard Bloomfield (*Language*, 2.157) suggests as a definition: "A minimum same of vocal feature is a *phoneme* or *distinctive sound*." For example: In current pronunciation, consider the various sounds which compose the English *t*-phoneme. In eighth, the *t* is a pure dental sound; in *itch*, it is retracted almost to a *k*; in *tip* it is exploded post-dentally; in *pity*, stopped and exploded; in *hat*, unexploded; in *but-ton* exploded nasally; in *little*, exploded laterally; in *hit you*, it is often a glottal stop. Eight sounds, that is; and yet they are felt by the hearer (and this a highly important point) as one phoneme, one minimum vocal feature; they are, for the hearer, one distinctive sound. These various sounds which compose the *t*-phoneme are not all articulated in the same place nor in the same manner, by any means. Recent studies, further, indicate that the same vowel may be produced with the vocal organs in various positions.

It is, I repeat, an extremely important characteristic of spontaneous sound-shifts that they represent a shift of sound for an entire phoneme. The IE. *t*-phoneme must have included a considerable variety of individual sound and yet, in pre-Germanic times, every member of the *t*-phoneme family shifted, whatever its position in the word, to *th*. (The single exception is the position after a spirant, and Meillet⁵ suggests that the shift occurred even in this position, with a later reversion to *t*; and his argument is phonetically plausible.) When IE. *t* shifts to Germanic *th*, then, not a single sound but an entire phoneme is affected.

The traditional description of such changes, "a gradual change in the manner or shift in the basis of articulation of a given sound," is accordingly not adequate. For a single phoneme, as we have seen, may include sounds of a variety of manners and bases of articulation; and yet the phoneme shifts as a unit. The ultimate cause of a spontaneous

⁴*Gesch. d. d. Spr.* (2), p. 306.

⁵*Caractères généraux des lang. germ.*, p. 33.

sound-change, then, is possibly to be sought in the nature of the phoneme itself, and not in the nature of the sounds which compose it. So far as I know, the problem has not been stated in these terms before, though Dr. Edward Sapir undoubtedly had something of the sort in mind when he wrote (in his *Language*, P. 196): "Many linguistic students have made the fatal error of thinking of sound changes as a quasi-physiological instead of as a strictly psychological problem." And Mr. Zipf's study of phonetic change is the first to come to grips with the problem in these terms, even though, unfortunately, he has clung to the older, looser terminology.

The title of Mr. Zipf's study, *Relative frequency as a determinant of phonetic change*, adumbrates his method of attack. He attempts to bring the relative frequency of a speech-unit (word, syllable, or phoneme) into some causal connection with its form. He observes that words which are frequently used tend to be reduced in conspicuousness: compare the weaker form *mister* beside *master*, *how d'ye do* beside, say, *how do you do (it?)*. In each case, it will be noticed, the weaker form is incomparably the more frequent. Similarly, uncommon words which suddenly become frequent show a similar reduction: *gasoline* becomes *gas*, *automobile* becomes *auto* (in Icelandic, I am told, *bil*.) The psychological basis of this reduction is incontrovertible; a frequently used word will be one so familiar to the hearer that he will hear and understand it when spoken with a minimum of accentual force, or even in an abbreviated form; the less common word, however, will be understood only if spoken with a certain degree of conspicuousness.

These examples point toward a close connection between the relative frequency of a word and its form; the more common a word, the less conspicuous it is in the stream of discourse. Mr. Zipf tentatively sets up an hypothesis, which in the light of an investigation of a multitude of similar cases he feels justified in asserting as a principle: "The accent, or degree of conspicuousness of any word, syllable, or sound, is inversely proportionate to the relative frequency of that word, syllable, or sound, among its fellow words, syllables, or sounds, in the stream of spoken language. As usage becomes more frequent, form becomes less accented, or more easily pronounceable, and *vice versa*." (p. 4).

The operation of this principle with respect to entire words has been indicated. Its applicability to syllabic units is demonstrated by Mr. Zipf with the alternation of accented and unaccented endings in the Sanskrit inflectional systems. In the masculine consonantal declension, the accent rests on the case endings, except in the nom. acc. voc. singular and dual, and in the nom. voc. plural. After allowance for certain analogical operations has been made, the nom. acc. singular and the nom. plural stand out as the essentially significant cases without suffix accent. In these cases the accent had left the ending for the stem-syllable vowel. And each of these cases occurs more than twice as frequently as any other.

That is to say, the case endings which occurred with a predominant frequency lost their accent, their conspicuousness. Similarly, in the present system of the athematic conjugation in Sanskrit, the accent rested on the personal ending except in the singular active, indicative. Here the same relative frequency obtains: "The singulars (active) are more than twice as frequent as all duals and plurals together; the singular active is more frequent than the entire middle." Here again, the endings which occurred with predominant frequency lost their accent and conspicuousness. The same method in investigating the accent of the aorist system and of the verbal classes with a formant yields similarly striking results. The evidence of the unaccented inseparable prefixes in modern German is likewise cogent. And the application of this principle to the baffling double accentual shift in Latin constitutes, as I see it, one of the most important immediate achievements of Mr. Zipf's study. I refer to the shifts of the accent, first to the initial syllable in early Latin, then back to the last three syllables.

After the treatment of words and syllables comes the section dealing with individual phonemes, the most striking part of the work. In the light of the material already presented, it will be admitted that if all the words of a language began with the phoneme *d*, this *d* would lose its force and become inconspicuous, for it would cease to have any psychological value as a characteristic part of the word. Even if three-fourths of the spoken words of a language contained a *d*-sound, the phoneme would lose in conspicuousness and be reduced. Yet the language does contain and continue to contain a certain percentage of *d*'s. Somewhere between the actual percentage of *d*'s in a language, then, and 100%, there must be a point at which *d* would begin to be reduced in conspicuousness. The *d*-phoneme must have an upper threshold, a percentage of frequency above which it may occur without suffering reduction in conspicuousness. Very well; and what is that threshold?

Mr. Zipf has tabulated frequencies of occurrence of the phonemes in thirteen languages; a summary of the results with respect to the tenues and mediae is given on page 61 of his study, and is worth reproducing here:

	<i>t</i>	<i>d</i>	<i>k</i>	<i>g</i>	<i>p</i>	<i>b</i>
Bulgarian	7.54%	3.55%	2.98%	1.46%	2.82%	1.32%
English	7.13	4.31	2.71	.74	2.04	1.81
Russian	7.49	3.42	3.49	1.10	2.19	1.76
Italian	7.02	4.74	3.63	.41	2.78	.89
Swedish	7.64	5.48	3.52	2.50	1.20	1.32
Hungarian	7.18	3.30	5.72	2.45	1.04	1.71
German	6.42	3.75	2.24	1.84	1.30	1.34
French	6.28	3.55	4.81	.76	3.54	1.39
Czech	5.60	3.73	3.93	.15	3.52	1.86
Spanish	4.27	5.20	3.82	.07	2.64	2.05
Sanskrit	6.65	2.85	1.99	.82	2.46	.46
Greek	7.58	2.87	4.07	1.74	3.38	.49
Latin	7.72	3.41	3.71	.96	2.01	1.40
Average	6.81%	3.84%	3.58%	1.15%	2.38%	1.37%

These results are astonishing. In these thirteen languages, widely differing in time and place, with the greatest variety of accentual systems, general articulatory habits, and grammatical structures, each phoneme none the less hovers surprisingly close around a definite average percentage of relative frequency. And in a great majority of cases, each *tenuis* is definitely more frequent than the corresponding *media*. This fact points to the reason for the fairly constant relative frequency of the phonemes: a *t*, in general, is less conspicuous than *d*, for it lacks the increment of voice which *d* possesses. Being less conspicuous, it should be more frequent, according to the principle of the inverse variable relation of conspicuousness and frequency. If, then, *d* should appear more frequently than *t*, as in Spanish, we should expect a corresponding reduction of the conspicuousness of *d*. And the Spanish *d* is undergoing just such a reduction: when initial and after *l* and *n*, it is a *media lenis* (pronounced without much articulatory force or muscular tension); elsewhere it has lost its increment of explosiveness and been reduced to a spirant. With Mr. Zipf's attempt to account for the same discrepancy in the relative frequency of German *p* and *b* I must disagree. He would have it (p. 63) that *b*, being too frequent, is pronounced *lenis*, so that a German's pronunciation of "bad boy" sounds like "pat poy" to a speaker of English. But this example points toward a *fortis* pronunciation of *b*! It is much more likely that the minute superior frequency of *b* to *p*, 0.04%, is to be attributed to the inadequacies of Kaeding's *Häufigkeitswörterbuch* for the purposes of this study. In thirty-five (of a total of thirty-nine) cases, where the pronunciation of *tenuis* and *media* is normal, the *tenuis* are more frequent than the corresponding *mediae*.

I do not see how this startling uniformity of relative frequency of the various phonemes can be accounted for except by Mr. Zipf's theory: each of the normal speech-sounds has its characteristic frequency of occurrence; and when in any language a given phoneme exceeds or falls below the frequency appropriate to its characteristic sound, a change must occur, and in a definite direction, of less or greater conspicuousness.

Here I suggest, tentatively, an amendment to Mr. Zipf's law. There are three ways of affecting the conspicuousness of a consonant: by voicing or unvoicing, by a change in articulatory force, and (with spirants) in duration. In a language with a predominantly stress accent, an increase in voice is more significant and leads to greater conspicuousness; with a pitch accent, increase in articulatory force; increase in duration (applicable only to continuous sounds) would add conspicuousness with either type. The pertinence of this suggestion to the discussion of the Germanic consonant shift (pp. 69 ff.) will be clear to those who care to study the matter more closely. "The *mediae* lost their increment of voice," says Mr. Zipf. But they must have had at least some increase in articulatory force. When *this* part of the shift was occurring, though, the pre-Germanic language was one of stress-accent (as the operation of Verner's

Law shows.) I have not been able to elaborate or test out this idea; but as a tentative suggestion, taken in connection with Mr. Zipf's study, it may have a certain plausibility.

Mr. Zipf has worked out in some detail the conditions prevailing in Old High German before the shift occurred; see pages 76 and following. The *th* had a frequency of 4.84%, decidedly low. The shift to the more conspicuous, voiced *d* was therefore in order. The earlier *d* had had a frequency of 7.92%, much too high, and was accordingly reduced to *t*. The earlier *t* had fallen quite low, to 1.75%, and the shift to the more conspicuous affricate *z* was to be expected. (An important limitation of the present application of the principle of relative frequency is that it deals only with the articulatory manner, and does not take into account variations in the basis of articulation.) The percentage of *p*'s before the shift is difficult to determine, because of orthographical confusions; as I read Mr. Zipf's tables, it could not have been greater than 1%, which is too low, and calls for the shift to the affricate. At 1.45%, *b* was normally frequent and hence unshifted. The shift of *k* in a few dialects may be analogical (the analogy of a mode of articulation for a whole class of phonemes); it was sufficiently rare to call for some strengthening. In the same dialects, *g* shifted to *k*, for *g*, at 3.52% was too frequent, and *k* had already shifted; so the addition of new *k*'s would cause no disturbance. The behavior of the *tenues* and *mediae* during the first stages of the OHG consonant shift is decidedly in keeping with Mr. Zipf's principle.

A final section treating vowel changes contains more illustrations of the operation of the principle of frequency, but involves no essential amplification of the doctrines already discussed.

The general principles of Mr. Zipf's theory, I believe, have been fairly presented. It does not pretend to explain everything in language; but that it is, if true, an important contribution to our knowledge of linguistic processes cannot be denied. It attempts to discover specifically linguistic causes for linguistic phenomena, and must accordingly be more satisfying than the confusions of the linguistic and cultural of which too many have latterly been guilty. It is concerned almost entirely with spontaneous sound-changes; yet it offers (p. 41) an important comment on combinatory changes: "Any assimilation points to weakening of the assimilated sound, and this weakening is due to frequency."

I have already indicated my quarrel with Mr. Zipf's use of "sound" for "phoneme," and with his treatment of German *b*. I am also dubious about his easy assumption of Indo-European voiced aspirates; since the work of Professor Prokosch (*Mod. Philol.*, 15.621; 16.99,325,543) such faith in the existence of IE. *bh* etc. stands in need of justification. I do not believe, however, that Mr. Zipf's principle is seriously damaged by the substitution of spirants for voiced aspirates.

In general, Mr. Zipf deserves praise for the lucid and orderly presentation of a complex material. He has been scrupulous, and in presenting uncertain data has always placed the full margin of doubt against his theory. He has, further, adduced material with which every philologist is familiar, and has not resorted to obscure phenomena as a basis for startling pronouncements. And the presentation, within decent bounds, is decidedly interesting; it will not lure subway readers from their tabloids, but the whole work, a document of 95 pages, may be read through in one sitting without weariness: no slight praise!

The universal validity of the principle of relative frequency will be demonstrated only after a thorough testing by specialists in many fields. A first presentation of the theory contains of necessity a number of sweeping statements which call for careful checking by those competent to speak for various departments of linguistic (and perhaps also psychological) knowledge. But the material already presented is sufficiently comprehensive to justify the belief that Mr. Zipf's work throws valuable new light on phonetic change.

Berichte und Notizen

I. 150 Jahre Schiller-Bühne zu Mannheim

Von DR. KURT A. SEPMEIER, *Municipal University of Wichita, Ka.*

Das 50 jährige Jubiläum des Theaters, auf dessen Bühne Schillers „Räuber“ im Jahre 1782 ihre aufregende Uraufführung erlebten, ist nicht nur ein zeitlich bedingtes Ereignis im Leben einer deutschen Stadt. Das Jubiläum im Juni 1929 war ein Ereignis Deutschlands und all derer, die sich für deutsches Geistesleben interessieren. Denn eine ungeheure Fülle kultureller Werte ist seit Schillers Tagen von dieser Bühne ausgegangen. Mit Recht schreibt Dr. Stahl in seinem lesenswerten Werke *Das Mannheimer National-Theater*, ein Jahrhundert deutscher Theaterkultur im Reich, (Verlag J. Bensheimer, Berlin Leipzig): „In ganz Deutschland, ja weit darüber hinaus, ist immer wieder, bald direkt, bald indirekt, der Einfluß des Mannheimer Theaters spürbar.“ Wir in Amerika wundern uns, warum es hier trotz ehrlicher Versuche so gut wie unmöglich war, dem Dichter und der Schaubühne diesen revolutionierend geistesbestimmenden Einfluß auf die Volksmassen zu schaffen, der europäisches Gemeingut geworden ist. Wohl finden sich Ausnahmefälle. Im allgemeinen hat sich die amerikanische Bühne trotz ungeheurer Summen Geldes, trotz eines ungewöhnlich großzügig organisierten Apparates noch nicht zum richtunggebenden Kulturfaktor machen lassen, was sie in Europa nun einmal ist. Zivilisation wird gemacht, Kultur wächst. Solange wir hier in Amerika vom Theater sprechen und es unter „Amusement“ angepriesen finden, ist wenig für unsere Generation zu hoffen. Dem Europäer war Theater stets mehr als das. Es ist ihm zur Lebensnotwendigkeit geworden. Dieser Zustand erklärt die Wunder der Schaubühne, die heute selbst in einer Provinzstadt mit beschränkten Mitteln geleistet werden. Das Zusammenklingen von Massen-sehnsucht und selbstlosem Gestaltungswillen der darstellenden Künstler schafft weltenverbindende innere Werte. Beschauer und Künstler wollen das Spiel. Beide Gruppen opfern für das Spiel, der Zuschauer, indem er keine Mühe scheut, das Spiel zu besuchen und als Ganzes auf sich wirken zu lassen, der Darsteller, indem er sich dem Ganzen unterordnet und das Startum aufgibt. Dadurch zeigt sich immer wieder die Überlegenheit des europäischen Ensembles, sofern schauspiele-

risches Können in Frage kommt. Das Mannheimer Nationaltheater hat es diesen Sommer wieder bewiesen. Vor 150 Jahren, ohne Urlaub, heimlich, hatte sich der Regimentsmedicus Schiller von Stuttgart auf die Reise nach Mannheim begeben, um der Uraufführung seiner „Räuber“ beizuwohnen. Wie stark der Einfluß der darstellenden Kunst schon damals in Mannheim war, beschreibt Anton Pichler in seiner *Chronik des Hof- und Nationaltheaters Mannheim* recht anschaulich: „Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer etc., waren die Leute zu Roß und Wagen herbeigestürzt, um die Räuber zu sehen. Der kleine Raum des Theaters nötigte diejenigen, die keine Logen erhalten konnten, ihre Sitze mittags um 1 Uhr aufzusuchen und geduldig zu warten, bis sich um 5 Uhr der Vorhang hob. Der Erfolg ist bekannt. „Zu einiger Nahrungsmittelbeihilfe der Stadt- und Bürgerschaft von Mannheim“ sollte die deutsche Nationalbühne nach dem Wort des Kurfürsten Karl Theodors von der Pfalz laut Verfügung vom 1. September 1778 dienen. Statt dessen ist sie in höherem Sinne geradezu zum alleinigen und alleinigenden geistigen Ernährer Mannheims geworden, wie Dr. Stahl beweisen kann. Das gute Mannheimer Theater bot oft Ersatz für Lücken der Schulbildung oder in der Lektüre von Büchern. Die Schätzung des Mannheimer Kaufmannes in der Welt ist nicht zum wenigsten den ihm von seinem Theater vermittelten und von früh auf in Fleisch und Blut übergegangenen Bildungswerten zu danken. In den letzten 150 Jahren hat die Mannheimer Schaubühne es kaum versäumt, den künstlerischen Querschnitt durch das geistige Leben der eigenen Zeit zu übermitteln. Manchem wurde die Begeisterung treibende Lebenskraft. Wenige wissen, daß die Metropolitan Oper in New York die Schöpfung eines Mannheimers ist. Otto H. Kahn, der Multimillionär und Chef des Bankhauses Kahn, Loeb & Co., New York, der Förderer der Metropolitan Oper und ihre finanzielle Stütze, ist der 1867 in Mannheim geborene Sohn von Bernhard Kahn. Er ist der Sproß einer überaus theaterfreudigen Familie, der seine gesamte Schul- und Lehrzeit in der Vaterstadt verbrachte. Jugendeindrücke der Mannheimer Schaubühne begeisterten ihn zu dem Werke, dessen Vorsitzender er zur Zeit noch ist. 150 Jahre hat das Mannheimer Nationaltheater weltenverbindende Wirkungen hervorgebracht. Seit 1839 in städtischer Verwaltung, erleben wir die Tatsache, daß die damals 24000 Seelen zählende Stadt Opfer um Opfer brachte, um die Entwicklung des „geistigen Ernährers“ zu sichern. Bis auf den heutigen Tag ist es so geblieben. Die nun 270000 Menschen starke Stadt hat das Theater, das „Erlebnis Schillers“, aller Not zum Trotz offen gehalten. Am 22. Juni pilgerten erwartungsvoll wie vor 150 Jahren die Besucher aus nah und fern zur Festaufführung der „Räuber“. Dieses Mal mußte man aber schon einer der 500 geladenen Gäste sein, um zugelassen zu werden. Arthur Bodansky von der Metropolitan Oper, New York, vor dem Kriege Kapellmeister in Mannheim, leitete das Fest mit einer Wiedergabe der Ouvertüre zu den *Meistersingern von Nürnberg* herrlich ein. Begeistert war schon das Wiedersehen eines großen Künstlers. Es erschien *Fritz von Unruh*, der Dichter und Sprecher der heutigen Generation. Wie Eisenhämmer fallen seine Worte auf die, die Amboß sein wollen:

„In diesem Hause, das dem Genius hunderfünfzig Jahre gedient und heimischer war im Menschenherzen als in den Kabinetten der Fürsten und Herrn, — was feiern wir heute? Öffnet sich unsere Bühne für Frage und Antwort? Ist sie Spiegel und Chronik der Zeit? . . .

Hat in Schillers Tagen der Dichter sich bitter über Mißhandlungen des Dichters durch die Schulmeisterei der Schauspieler beklagt, so betrauert *Unruh* in meisterhafter Sprache die Veräußerlichung der Kunst, des Theaters, des Publikums. Energisch fordert er Umkehr und Einkehr:

„Gebt das Theater der Dichtung zurück. . . Und die Bühne ist wieder der Spiegel — ein zauberisch Glas, in dem sich Ermatten in Festigkeit

wandelt, seiner Sicherheit froh wird der Sichere — und jeder den Weg findet zu sich selber zurück in die einzige Freiheit, die alle Verstrickung entwirrt — in die Liebe!

Wie lange sollen wir noch vor den Wölfen der Macht, der neidischen Selbstsucht und gegenseitigen Verdächtigung flüchten in Wälder? . . . Einmal brach aus den Räubern ein Sturm in die Bühne! Wird jetzt nur ein Wind die Kulissen bewegen? *Nein!* Diese Feier soll *Anfang sein zu dem „Weiter“ des Baus — den der Geist uns entworfen!*

Daß uns der Gesang an die Freude endlich in einer Umarmung vereine, die uns alle schicksalsverbindet in der schreckhellen Sendung: Gottbeladene, das heißt — Deutsche zu sein!“

Wieder brach ein Sturm der Begeisterung los, als die Festaufführung der „Räuber“ endete. Danach versammelte sich ein durch prominente Gäste wie Bodansky — New York, Furtwängler, Jessner, Kleiber — Berlin, Pfitzner — München, sich auszeichnendes Publikum im festlich erleuchteten Rittersaal des Mannheimer Schlosses zu pfälzischer Fröhlichkeit, zum Tanz. Damen der Gesellschaft, als Pagen im Zeitgeiste Karl Theodors verkleidet, warteten auf. Dem Geiste Schillers war es gelungen, Menschen über Partei- und Standesinteressen zu erheben. Welch seltener Augenblick, Deutsche enig zu sehen!! So blieben sie auch in der den „Räubern“ folgenden Festwoche des Nationaltheaters. Mozarts Zauberflöte, Shakespeares Kaufmann von Venedig, Beethovens Fidelio, Pfitzners Palestrina, und Richard Strauß' Rosenkavalier schlossen sich Wiederholungen der Räuber an. Es waren große Eindrücke in so kurzer Zeit! Wer die Festwoche miterlebt hat, wird sich zeitlebens des Schönen in Dankbarkeit erinnern und gerne für das Schöne und Gute eintreten, wo immer es auch zu finden sei.

II. Umschau der Schriftleitung

Mit dem vorliegenden Hefte schließt der zweite Jahrgang unserer Zeitschrift. Es war kein leichtes Unterfangen, ein Unternehmen, dem als Folge des Krieges jede Weiterentwicklung unterbunden worden war, wieder ins Leben zurückzurufen. Wir sahen aber mit dem Wiedererwachen des deutschen Unterrichts in den Schulen des Landes auch die Notwendigkeit, uns in dessen Dienst zu stellen. So sind wir denn mit dem zunehmenden Interesse an deutscher Sprache und deutschem Geistesleben auch wieder emporgekommen, und wir leben der Hoffnung, daß wir im Dienste des deutschen Unterrichts auch mit ihm weiter wachsen werden. Dem Lehrer des Deutschen in seiner vielseitigen und mannigfaltigen Arbeit Stütze und Ratgeber zu sein, ist unsere wichtigste, ja wohl einzige Aufgabe. Manche Worte der Anerkennung und der Aufmunterung sind uns im Laufe der letzten beiden Jahre zugesandt worden. Indem wir sie dankbar quittieren, bitten wir unsere Leser, uns auch weiterhin ihre Unterstützung zuteil werden zu lassen. Wir wollen alles, was in unsern Kräften steht, tun, uns derselben würdig zu erweisen.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß das frühere *Nationale Lehrerseminar* von

Milwaukee seit nunmehr zwei Jahren mit der deutschen Abteilung der Staatsuniversität Wisconsin verschmolzen ist. Das Seminar, das sich die ganz besondere Aufgabe gestellt hatte, Lehrer des Deutschen vorzubilden, — Lehrer, die nicht bloß wissenschaftlich und methodisch auf der Höhe standen, sondern sich auch des kulturellen Wertes, der in dem Studium der deutschen Sprache liegt, bewußt waren, — ist durch das Abkommen mit der Universität in den Stand gesetzt, unter der Ägide der deutschen Abteilung der Universität seine einzigartige Tätigkeit fortzusetzen und zwar in größerer Ausdehnung, als dies früher möglich war. Das Seminar ließ es sich von jeher angelegen sein, begabte Schüler, die Lust und Liebe zum Lehrberuf hatten, heranzuziehen und sie nötigenfalls auch finanziell zu unterstützen. Das Seminar fand darin wirksame Hilfe durch die Tätigkeit der Seminar-Unterstützungsgesellschaft (Seminary Endowment Association, Inc.) von New York. Derselben sind auch heute noch vier „*Graduate Fellowships in German*“ zu verdanken, die soeben von ihr für das Schuljahr 1930-1931 ausgeschrieben werden. Die „*fellowships*“ tragen die Namen: 1. *The Ferdinand W. Lafrentz Fellowship*; 2. *The Hermann Metz Fel-*

lowship; 3. *The Paul Guenther Fellowship*; 4. *The Seminary Endowment Fellowship*. Bewerber für diese Freistellen müssen den „bachelor“-Grad eines anerkannten amerikanischen College vor September 1930 erhalten und dort Deutsch als Hauptfach betrieben haben.

Ihren Bewerbungen, die an den Sekretär der Gesellschaft, Herrn Prof. A. Busse, Hunter College, Park Ave., and 68th Str., New York City, vor dem 1. Februar 1930 einzusenden sind, muß ein Lebenslauf und eine Empfehlung seitens der deutschen Abteilung ihres College beigefügt werden. Jedes dieser vier „fellowships“ beläuft sich auf \$600.—; auch wird den Inhabern derselben die Zahlung der außerstaatlichen Unterrichtsgebühren von der Universität Wisconsin erlassen. Es wird von ihnen verlangt, daß sie ein Jahr „graduate“-Arbeit, wie sie von der deutschen Abteilung der Universität gebilligt ist, tun und die pädagogischen, praktischen und kulturkundlichen Kurse nehmen, die von dem Lehrerseminar an der Universität eingerichtet sind.

Indem wir unsere Kollegen auf dieses Ausschreiben der Seminargesellschaft hiermit aufmerksam machen, ersuchen wir sie, solche ihrer Schüler, die sie für das deutsche Lehramt für besonders befähigt halten, darauf hinzuweisen und sie zu ermutigen, ihre Bewerbungen einzusenden.

Im Anschluß an die *Frequenzzahlen für den deutschen Unterricht in den High Schools von New York*, die wir im Novemberhefte brachten, können wir jetzt noch einem weiteren Berichte von Herrn Joseph L. Beha, Assistant Direktor of Foreign Languages, zufolge hinzufügen, daß auch im laufenden Schuljahre sowohl in den Junior wie auch den Senior High Schools die Zahl der deutschlernenden Schüler erheblich zugenommen hat, und zwar in den erstgenannten Schulen um 490, in den letztgenannten um 1968 Schüler. Vom Oktober 1927 bis Oktober 1929, also in zwei Jahren betrug die Zunahme 263%, beziehungsweise 44.8%.

Unter den Feiern zur Erinnerung an den 200 jährigen Geburtstag Lessings, von denen wir Nachricht erhielten, verdient die am 2. Juni des Jahres in Cleveland abgehaltene Feier besondere Erwähnung. Sie fand daselbst im Poet's Garden statt, und in ihr wurde neben Lessing auch dessen Freundes und Gesinnungsgenossen Moses Mendelssohn in gebührender Weise gedacht. Der Hauptredner des Tages war Professor Robert Waller Deering, Western Reserve University. Mangel an Raum gestattet uns leider nicht, die Ausführungen des Gelehrten völlig wiederzugeben. Der fol-

gende Passus jedoch zeigt, von welchem Gesichtspunkte aus Prof. Deering die Bedeutung Lessings im deutschen Geistesleben beurteilte, eine Bedeutung, die bis zum heutigen Tage noch nicht erschöpft ist, ja mehr als je beachtet werden sollte. Er sagt: „It is literally true, here and now, that in many vital issues „to go back to Lessing is to advance“ beyond what we moderns have attained. He has been dead 150 years, but we have not yet reached his high level of spiritual values, of unselfish broad-mindedness, of high-minded love of the truth for its own sake, of moral courage in the fearless statement of the truth, no matter whose fair fame or fat purse it may strike. Modern political partisanship, national prejudices, international jealousies, creed and race hatreds, low and mercenary standards for art, music and drama are evidence enough; the taste that maintains Hollywood and „made Broadway Broadway“ has not yet caught up with Lessing.“

Die *Zionsgemeinde von Baltimore* hat für die verwaiste Pfarrstelle Julius Hofmanns einen würdigen Nachfolger in Philadelphia gefunden. Pastor Fritz Evers, ein Mann von organisatorischer Gewandtheit und rastloser Energie bemüht sich in erster Linie darum, die zersplitterten deutschen Elemente der Stadt wieder zu sammeln, ihnen das Gefühl ihrer Interessengemeinschaft ins Bewußtsein zu rufen. Seine Bemühungen um Deutschklassen sind bereits mit reichem Erfolge gekrönt; es mußten für die zweihundert und fünfzig Kinder, die sich sofort meldeten, mehrere Abteilungen geschaffen werden. Die Sache ist auf gutem Wege.

Professor Ernst Feise von der Johns Hopkins Universität setzte im Vorjahre seine *öffentlichen deutschen Vorträge* mit sechs Abenden über den jungen Goethe fort, denen sich in diesem Winter neun Abende über Deutsche Dichtung seit 1880 anschließen.

On the Teaching of German Pronunciation ist der Titel eines Vortrages, den Kollege John Whyte am College of the City of New York vor dem Metropolitan Chapter der American Association of Teachers of German (A. A. T. G.) am 26. Oktober d. J. gehalten hat. Die darin niedergelegten Ausführungen sind die des Praktikers, der sich dessen bewußt ist, daß Vollkommenheit dem Menschen nicht beschieden ist, auch nicht in der deutschen Aussprache. Um seine Schüler dahin zu führen, daß sie sich allmählich eine der deutschen Bühnenaussprache wenigstens angelehnte Aussprache aneignen, vor allen Dingen aber die typischen amerikanischen deutschen Aussprachefehler ablegen, dazu

gibt er eine lange Reihe von aus der Praxis hervorgegangenen Ratschläge. Der Vortrag ist im *German Quarterly*, (II 4) zum Abdruck gekommen.

Herrn Geheimrat Dr. Max Walter, dem früheren Leiter der Musterschule zu Frankfurt am Main, die, während er ihre Leitung in Händen hatte, das Mekka fast eines jeden fremdsprachlichen nicht nur deutschen Lehrers war, haben sicherlich viele seiner Verehrer und Freunde ein dankbares Gedenken bewahrt. Viele werden sich noch seiner Wirksamkeit in Amerika gelegentlich seiner Vortragstätigkeit am Teachers' College erinnern. Ihm ist wie kaum einem zweiten einzelnen Lehrer das Verdienst zuzuschreiben, daß die Reform des modernsprachlichen Unterrichts in unsern Schulen in Fluß kam. Auch nachdem er sein Schulamt niedergelegt hatte, setzte er seine Tätigkeit fort, und wir sehen ihn bald in Schweden, bald in Frankreich, natürlich auch bei allen Lehrerversammlungen in Deutschland im Geiste einer vernünftigen Methode des Sprachunterrichts wirken. Ein groß angelegtes französisches Unterrichtswerk, auf dessen ersten Band wir in unserer Zeitschrift (XXI, 3) hinwiesen, ist das letzte Zeichen seiner rastlosen Tätigkeit. Leider ist diese zeitweilig gehemmt. Auch er ist ein Opfer des Krieges geworden, in dem er sich eine Herzschwäche zugezogen hat, die ihm viel zu schaffen macht. Wir hatten Gelegenheit, ihn diesen Sommer in dem idyllisch gelegenen schwarzwäldischen Badeort Badenweiler, wohin er zur Linderung seines Leidens gewiesen worden war, zu besuchen. Es waren reizende Stunden, die wir mit dem lieben Menschen und treuen Freunde und Kollegen verbringen konnten, dessen körperliches Leiden sich nur allzusehr bemerkbar machte, dessen geistige Lebendigkeit sich dagegen in ihrer alten Frische zeigte. Noch ist auch bis heute sein Leiden nicht gehoben, und er steht jetzt noch, nachdem er nach Frankfurt zurückgekehrt ist, in ärztlicher Behandlung. Wie er uns auftrug, allen seinen Freunden in Amerika seine Grüße zu übermitteln, so werden sicherlich diese hier gleichfalls sich uns mit ihren Wünschen für eine baldige Wiederherstellung seiner Gesundheit anschließen.

Augenblicklich weilt Professor Dr. F. E. Drevermann von der Universität Frankfurt, deren Rektor er im Jahre 1927-28 gewesen war, im Lande, um Gelehrten- und Finanzkreise für einen Plan zu interessieren, der unter dem geistigen Schutze Goethes und im Hinblick auf die Goethefeier, zu der sich die ganze Welt für das Jahr 1932, das hundertste Todesjahr des Dichters

rüstet, ins Leben gerufen werden soll. Sein Plan ist die Gründung eines „Neuen Hauses“, das auf den Naturwissenschaften fußend, hervorragend begabte junge Gelehrte in seine Mauern ziehen soll, um sich mit Fragen allgemeiner Bedeutung, zu deren Lösung Naturwissenschaftler verschiedener Gebiete sich verbinden müssen, zu beschäftigen. „Mein Plan, so schreibt Prof. Drevermann, ist der Plan eines „Neuen Hauses“ zum besten unserer internationalen Jugend. Seine Mitglieder sollten aus den begabtesten und tüchtigsten Studenten ihrer Universitäten ausgewählt werden, und sollten sich zu einer zweijährigen gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit bereit erklären, ehe sie sich ihrem Lebensberuf endgültig zuwenden. Diese gemeinsame Arbeit soll einmal dem Zwecke dienen, ihre eigene wissenschaftliche Erkenntnis zu erweitern und zu klären, zum andern sollen sie Fragen, die die Volkswirtschaft und das Volksinteresse im weitesten Sinne angehen, auf die eingehendste Weise und unter dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit beantworten.“ Es liegt klar auf der Hand, daß so manche Fragen von Vertretern verschiedener Zweige der Naturwissenschaft behandelt werden müssen, und so soll das neue Institut Naturwissenschaftler, die jetzt nebeneinander hergehen, zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen. Dadurch, daß es Vertretern aller Nationen eine Arbeitsstätte bieten soll, wird ein Boden zu internationaler Verständigung geschaffen, wie sie wohl idealer kaum gedacht werden kann. Obwohl das zu gründende Haus mit der Universität Frankfurt, die, weil sie jung ist, leichter zu Neuerungen geneigt ist, verbunden sein soll, so sollen seine jedesmaligen Mitglieder unbeschränktes Selbstverwaltungsrecht besitzen.

Wenn wir bedenken, wie hoch Goethe die Arbeit im allgemeinen einschätzte, so daß er in ihr die Erlösung der Menschheit sah, und ferner wie er selbst ein Zusammenwirken aller Zweige der Naturforschung befürwortete — wir haben den besten Beweis dafür, wenn wir durch die Räume des Goethehauses in Weimar wandern und sehen, was da alles von ihm zusammengetragen worden war — so werden wir verstehen, warum die Gründer des neuen Unternehmens gerade Goethe zu ihrem Schutzgeiste gewählt haben. Übrigens konnte uns Prof. Drevermann mitteilen, daß dank der Opferbereitschaft einiger für das Unternehmen begeisterter Frankfurter Bürger dasselbe in seinen Grundzügen gesichert ist.

Über den Verfasser des erfolgreichen Kriegsbuches „Im Westen nichts Neues“, Erich Maria Remarque, schreibt die „Preussische Lehrerzeitung“ folgendes:

„Remarque ist ein ehemaliger Lehrer. Als der Krieg aus war, gehörte er zu den Männern, die wieder Schüler werden mußten. Er mußte noch ein Jahr das Seminar in Osnabrück besuchen. Ein bequemer Schüler war er freilich nicht. Kein Wunder, daß er, als er sein Examen bestanden hatte, zur Verbannung auf ein einsames Dörflein in den Hümmling kam. Lange hielt er es dort nicht aus. Er quittierte kurzerhand den Dienst, schlug sich eine Weile als Kaufmann durch und warf sich dann auf die Journalistik. So kam er nach Hannover zur Continental-Compagnie und schrieb dort das Continental-Echo. Sein neuer Beruf brachte ihm viele Reisen, nach der Schweiz, nach Italien, nach dem Balkan und in die Türkei. Von Hannover ging er als Redakteur nach Berlin und dort wuchs ihm in den letzten Jahren sein Buch, von dem einer unserer bedeutendsten Dichter urteilt: „Ein solches Buch wird nur alle hundert Jahre einmal geschrieben.“ Drei oder vier großen Verlagsfirmen bot er das Buch vergeblich an. Die „Vossische Zeitung“ druckte das Werk zuerst ab und jetzt liegt es bereits in einer Auflage von mehr als 300000 Exemplaren vor. Der Präsident der Dichterakademie, Walter von Molo, nennt das Buch „unser Weltkriegsdenkmal, das Denkmal unseres unbekannten Soldaten.“

Am 2. November d. J. verschied der deutsche Dichter *Arno Holz* zu Berlin. In der Geschichte der deutschen Dichtung wird derselbe immer als der Begründer des Naturalismus genannt werden. Wandlungen, die seine Nachfolger, deren bedeutendster unstreitig Gerhart Hauptmann ist, durchmachten, ist er fern geblieben, sondern er beharrte steif bei der von ihm einmal eingeschlagenen Richtung. Er war kein Schoßkind des Glücks; das Leben hat ihn häufig mit rauen Händen angefaßt. Trotzdem er nur ein Alter von 66 Jahren erreichte, so mußte er es erleben, daß die naturalistische Richtung in der Dichtung sich überlebt hatte und er fast in Vergessenheit geraten war. Er war im Jahre 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen geboren. Unter seinen Werken verdienen *Papa Hamlet*, *Familie Selicke*, *Phantassus*, *Dafnis*, *Traumulus* und *Ignorabimus* erwähnt zu werden. Seine Mitarbeiter an einigen dieser Werke waren Joh. Schlaf und sein Jugendfreund O. Jerschke.

Über die deutschen Schulverhältnisse entnehmen wir der Pädagogischen Post (Nr. 44 vom 9. Nov. 1929) die nachstehenden Angaben: Auf dem heutigen Reichsgebiet hat sich die Bevölkerung im schulpflichtigen Alter von 1910 bis 1925 fast um ein Viertel vermindert.

Dieser Rückgang ist die Folge des starken Geburtenausfalls während des Krieges. Er hat sich ausgewirkt in den vier schwach besetzten Schuljahrgängen, die 1922 bis 1925 schulpflichtig wurden und in die Volksschule eintraten. Die Schülerzahl der öffentlichen Volksschulen hat sich dementsprechend von 1911 bis 1926/27 um 26,4 v. H. vermindert.

Die Zahl der öffentlichen Volksschulen hat sich kaum vermindert. Die Zahl ihrer Lehrkräfte hatte 1921/22 ihren Höhepunkt erreicht. Während im Jahre 1911 131813 Lehrer und 34475 Lehrerinnen beschäftigt waren, waren es 1921/22 164933 bzw. 49013 und 1926/27 137173 bzw. 43791. Auf eine Lehrkraft entfielen 1911 noch 54,4 Schüler, während es 1926/27 nur 36,8 waren.

Über das Ziel der Volksschulen hinaus gehen die sogenannten Mittelschulen, die jedoch nicht zu den Höheren Lehranstalten gerechnet werden. In der Regel sind sie dadurch gekennzeichnet, daß sie von Beginn der Schulpflicht an neun oder zehn Jahreskurse umfassen und daß an ihnen wenigstens eine Fremdsprache gelehrt wird. Die an sich geringe Zahl der Mittelschulen ist von 1782 im Jahre 1911 auf 1602 gesunken.

Zu den Höheren Lehranstalten sind diejenigen Schulen zu rechnen, die nach ihrem Lehrziel zwischen den Volks- und Mittelschulen einerseits und den wissenschaftlichen Hochschulen (Universitäten u. s. w.) andererseits stehen. Die Schüler gehen nach einem drei- bzw. vierjährigen Besuch der Volksschule (Grundschule) auf eine Höhere Lehranstalt über, bei denen man nach der Gestaltung des Unterrichts im allgemeinen Gymnasien, Realgymnasien, und Oberrealschulen unterscheidet; hierzu sind nach dem Kriege noch die Aufbauschule und die Deutsche Oberschule gekommen. Diese Vollanstalten sind neunstufig und führen zur Hochschulreife; die Nichtvollanstalten, (Progymnasien, Realprogymnasien, Realschulen) dagegen nur sechsstufig. Für die weibliche Jugend gibt es neben den Studienanstalten noch Oberlyzeen und Frauenschulen mit Lyseen und Mädchenrealschulen als Unterstufen. Die Zahl der Höheren Lehranstalten, besonders derjenigen für die männliche Jugend, hat seit 1911 stark zugenommen. Die Zahl der Oberrealschulen und Realschulen ist von 531 auf 682 gestiegen, die Zahl der Realgymnasien von 278 auf 401, während die Zahl der Gymnasien von 534 auf 515 gesunken ist. Im Jahre 1911 waren in allen Höheren Lehranstalten für die männliche Jugend 21213 Lehrkräfte beschäftigt, 1926/27 waren es 29729. Die Zahl der Lehrkräfte in den weiblichen Lehranstalten ist von 11360 auf 15446 gestiegen. Das Reifezeugnis erlangten

im Jahre 1926 19100 Schüler und 1900 Schülerinnen. Für über 90 v. H. der Gesamtbevölkerung ist die Volksschule die eigentliche Schule überhaupt.

Die Fortbildungs-, Berufs- und Fachschulen haben die Aufgabe, an der Ausbildung und Erziehung der Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren mitzuwirken, die aus der Volksschule entlassen und in der Regel im Erwerbsleben stehen. Während die allgemeinen Fortbildungs-

schulen als eine Fortsetzung der Volksschule aufzufassen sind, nehmen die beruflichen Fortbildungsschulen an der beruflichen Fortbildung ihrer Schüler großen Anteil. Es gab im Jahre 1921/22 11722 allgemeine Fortbildungsschulen und 11747 berufliche Fortbildungsschulen. Im Jahre 1926/27 hatte man nur 11421 Schulen der ersten Art, während die Zahl der beruflichen Fortbildungsschulen auf 15820 gestiegen war. —M. A.

Bücherschau

I. Zeitschriftenschau

Zeitschrift für Deutschkunde, Jg. 1929. Heft 10. W. Hofstaetter, Die Stellung der heutigen Jugend zu den Werken der Dichtung. Die wiederholt aufgestellte Behauptung, die heutige Jugend habe für die Dichtung kein Interesse, ist zu allgemein gehalten, die gegenwärtige Jugend ist nicht so einheitlich, daß man das sagen könnte. Es bestehen nicht nur Verschiedenheiten zwischen Großstadt- und Kleinstadtjugend, sondern selbst einzelne Klassen zeigen kein einheitliches Bild. H. steht auf dem Standpunkt, daß auch heute noch die Dichtung geschätzt wird, wenn man der Jugend zeigt, daß die von den Dichtern behandelten Probleme keineswegs veraltet, sondern von ewiger Gültigkeit sind. Die Betrachtung etlicher Dichtungen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt ist ein Mittel, das Interesse anzuregen. Dann aber muß dem Schüler Gelegenheit gegeben werden, sich mit dem Werk auseinanderzusetzen. Es wäre falsch, wenn der Lehrer aus Mangel an Verantwortungsgefühl den Schüler nicht mit der besten Literatur in Berührung bringen würde. Erst die Ablehnung einer Dichtung von mehreren Klassen sollte entscheidend sein. Ob man zuerst die ältere und dann die moderne Literatur behandelt, ist ohne Bedeutung; jeder Weg ist recht, wenn er die Literatur für den Schüler lebendig macht.

Jugendschriften-Warte, Jg. 34, Nr. 3. Vom 25. Juli bis 4. August d. J. fand in Genf der 3. Kongress des Weltverbandes der pädagogischen Vereinigungen statt. Dieser Verband will die pädagogischen Kräfte der ganzen Welt einigen und die Autoritäten aller Länder durch Schaffung gegenseitiger Beziehungen verbinden. Mit dem Kongreß war auch eine Bücheraussstellung verbunden. Als Vorarbeit für diese hatte das Internationale Erziehungsbüro den angeschlossenen 63 Staaten eine Anzahl Fragen über Jugendliteratur vorgelegt. Hier sollen zwei Fragen mit den von den Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften erteilten Antworten,

die die Leser der Monatshefte interessieren dürften, wörtlich abgedruckt werden. (Die von den Lehrerverbänden organisierten Prüfungsausschüsse beurteilen Jugendschriften, stellen Listen empfehlenswerter Bücher zusammen, veranstalten Ausstellungen und suchen mit allen Mitteln der Verbreitung guter Literatur zu dienen).

1. Frage: Welches sind die Jugendklassiker Ihres Landes?

Antwort:

a) *Bilderbuch* (römische Zahl gibt Lebensalter an)

—Kreidolf in seinen Büchern: Wiesenzwerge, VII, Blumenmärchen, IX. Alpenblumenmärchen, Lenzgesind, alle XI.

—Busch: Max und Moritz, XII.

—Oßwald in seinen Tierbilderbüchern: Der Wolf und die sieben Geißlein, XII, Tierbilder I und II für die Kleinen, Die Bremer Stadtmusikanten, gr. Ausgabe, IX.

—Richter: Ludwig-Richter-Gabe, VII.

—Spekter: Illustrationen zu Hey-Spekter: Ausgewählte Fabeln, VII; zu Spekter-Falke: Das Katzenbuch, VII, Spekter-Falke: Das Vogelbuch, IX; zu Spekter-Avenarius: Der gestiefelte Kater, XI.

b) *Volksdichtung*

I. Kinderreime:

—Sammlung von Wolgast: Schöne alte Kinderreime, VII.

—Trarira: Alte deutsche Kinderlieder, Blaue Bdch.

II. Märchen:

—Brüder Grimm (für alle Alter).

—Wisser: Wat Grotmoder vertellt, plattdutsche Volksmärchen, 3 Bändchen, XIII.

III. Schwänke und Volkssagen:

—Münchhausen von Bürger, XI.

—Till Eulenspiegel, XI.

—Die Schildbürger, Schwab, XI. Rübezahl, XI.

IV. Heldensagen:

—Nibelungen, XIII, in Prosa nacherzählt.

—Gudrun, XIII, in Prosa nacherzählt.

- Dietrich von Bern, XIII, in Prosa nacherzählt.
 - Parzival, XIII.
 - c) *Kunstmärchen*
 - Hauff: Märchen, XI, XIII.
 - Storm: Die Regentrude, XIII. Geschichten aus der Tonne, XIII; Der kleine Häwermann, IX.
 - Volkmann-Leander: Träumereien an französischen Kaminen, XI.
 - d) *Erzählungen*
 - Hebel: Schatzkästlein, XI.
 - Rosegger: Als ich noch der Waldbauernhub war, XIII; Kindheitswege des Waldbauernbuben, XIV.
 - Storm: Bötjer Basch, Pole Poppen-später, beide XIII; Die Söhne des Senators, XIV; Der Schimmelreiter, Zur Chronik von Grieshuus, Immen-see, XV u. XVI.
 - Löns: Aus Wald und Heide, XIII; Mümmelmann, XIV; Der Werwolf, XVI.
 - Freitag: Die Ahnen, XVI.
 - Schiller: Wilhelm Tell, XVIII.
 - e) *Ausländisches Gut in deutscher Übersetzung*
 - I. *Erzählungen*.
 - Defoe: Robinson, XI.
 - Cooper: Lederstrumpfgeschichten, XI.
 - II. *Märchen*.
 - Andersen: Für alle Lebensalter in den verschiedenen Verlagen und in billigen Sammlungen.
2. *Frage*: Welches sind die bei den Kindern beliebtesten Bücher, die das Leben der Jugend Ihres Landes schildern?
- Antwort*:
- Hennings: Klein-Heini I und II, (VII).
 - Scharrelmann: Berni I und II (VII). Beides Geschichten aus dem Leben eines kleinen Jungen aus der Großstadt.
- Ruseler: Heiner im Storchennest, VII. Blaue Bdch. (Schaffstein, Köln.) Märchenhafte Geschichten von einem kleinen Dorfjungen.
 - Sapper: Familie Pfäffling, XI. (Gundert, Stuttgart.) Geschichte einer Musikerfamilie in einer Kleinstadt.
 - Spyri: Heidi I u. II (XI). (Perthes, Stuttgart.) Schicksale eines kleinen Schweizer Mädchens.
 - Wildenbruch: Das edle Blut, XIV. (Grote, Berlin.) Erlebnisse eines Jungen in einer Kadettenanstalt.
 - Bischoff: Bilder aus meinem Leben, XIV. (Grote, Berlin.) Die Verfasserin erzählt aus dem Leben ihrer Mutter und von ihrer eigenen Kindheit.
 - Fock: Seefahrt ist not, XIV. (Glogau, Hamburg.) Kindheitsgeschichte eines Fischerjungen von der Nordseeküste.
 - Dantz: Peter Stoll XV. (Dietz Nachf., Berlin.) Darstellung in Kindheit eines Arbeiterjungen in der Großstadt.
 - Asmussen: Einer, der es schwer hatte, XV. Lebensgeschichte eines Großstadtjungen.
 - Ebner-Eschenbach: Das Gemeind-kind, XVI. (Paetel, Berlin.) Das Schicksal eines verwahrlosten Kindes.
 - Speyer: Der Kampf der Tertia, XV und XVI. (Ernst Rowohlt, Berlin.) Eine Schülersgeschichte aus einem Landerziehungsheim.
3. *Frage*: Worauf stützen Sie sich, um diese Werke die beliebtesten zu nennen?
- Antwort*: Die Angaben stützen sich auf Erfahrungen, die erwachsen sind aus der Arbeit als Lehrer und Erzieher, als Leiter von Schul- und Klassenbüchereien, als Leiter von Schulverkaufsausstellungen guter Jugendschriften zu Weihnachten.
- University of Wisconsin.
- E. P. Appelt.

II. Bücherbesprechungen

Vom *Bühnenvolksbundverlag* (Berlin S. W. 86) der sich auch das Aufführungsrecht vorbehalten, sind eine Reihe von passenden Stücken für die Jugend* sowie für die Volksbühne veröffentlicht worden. Die eingesandten Proben der Stücke gehören verschiedenen Gruppen an, aber alle zeichnen sich aus durch einfache Sprache, gediegenen Inhalt und zeitgemäße Form.

Am interessantesten sind die Märchen-spiele, die meistens in Versen, echte,

*I. *Märchenspiele*: 1. Dornröschen — Gerlach; 2. Hänsel und Gretel — Gerlach; 3. Die sieben Raben — K. Gerlach; 4. Schneewittchen — K. Gerlach; 5. Das ver-

wunschene Schloß — W. Blachetta; 6. Die Zaubergeige — W. Blachetta; 7. Des Kaisers neue Kleider — Blachetta. II. *Rüpelspiele*: 1. Der Teufel Poltrich — Bundtschuh — Sammlung „Wir Rüpel-spieler“; 2. Der Rüpel und das Kind — Gerlach; 3. Sankt Nikolaus und die Räuber — Kadow; 4. Vom Narren Tuiel-gut — Bundtschuh. III. *Legendspiele*: 1. Der Metzger in der Klemme — Henri Ghéon; 2. Das Spiel von der Teufels-brücke — Henri Ghéon. IV. *Spinnstuben-stück*: Der Klosterschütz — A. Ganther. V. *Patriotisches Spiel*: Das Erlar Andreas Hoferspiel — von Alois Lippel. VI. *Chorwerk*: Mater Ecclesia — von Franz Johannes Weinrich.

lebendige Kinderspiele sind, deren vereinfachte Handlung nur wenige Darsteller und nur einfache Bühnenausrüstung benötigt. Die Anweisungen zur Aufführung, die sie begleiten, sind praktisch und ausführlich. Die Sprache ist „bildhaft, plastisch“, lebendig und voll natürlichem Rhythmus. Alle diese Stücke eignen sich besonders für die Mittelschule. Sie gehören zu dem begehrtesten Spielgut der deutschen Jugend. „Der frische, junge Geist, der Frohsinn, die leichte Spielarbeit, und die bildhafte Sprache haben sie mit Recht beliebt gemacht, so daß sie schon eine fünfzehnte bis neunzehnte Auflage zu verzeichnen haben.“

Eine neue in Deutschland recht beliebte Gruppe von Stücken unter dem Titel „Wir Rüpelspieler“ sind an Form, Ton, Inhalt und schwankhafter Darstellung mit den Fastnachtsspielen von Hans Sachs zu vergleichen. Das böse Weib, vor dem der Teufel sich fürchtet, die rheinische Legende von Sankt Nikolaus und den Räubern, worin der Heilige sogar die Räuber bekehrt, die Linderung der sozialen und persönlichen Not und endlich, der König, der von dem Narren bekehrt wird, der ihm sein übertriebenes Ebenbild vorhält, diese volkstümlichen Motive werden in humorvoller, wenn auch manchmal in etwas derber Weise durchgeführt.

Noch schwankhafter und derber sind die beiden aus dem Französischen von Ghéon übersetzten Stücke, die wohl kaum für hiesige Verhältnisse passen würden.

Eine neue Gruppe von Stücken für die Volksbühne wird durch Ganthers, „Der Klosterschütz“ vertreten. Es ist ein lustiger, lebenswürdiger Spinnstubscherz worin die Zähmung der Widerspenstigen recht schelmisch in bäuerliche Verhältnisse übertragen wird.

Als Beispiel der patriotischen Volksspiele dient das Erler Andreas Hoferspiel von Lippl. Es ist ein echtes Bauernstück mit wuchtigem Inhalt und tiefer Tragik, „das nach schwarzer, feuchter Erde duftet.“ Grade in der jetzigen Zeit erlangt das Stück eine besondere Bedeutung. Für hiesige Verhältnisse bietet wohl schon der Dialekt unüberwindliche Schwierigkeiten.

Interessant ist auch das letzte der Stücke, *Mater Ecclesia*, von Franz Weinrich. Es handelt sich um ein Chorwerk in vier Teilen, religiösen Inhalts, worin Gruppen der Feinde und Freunde in vierfüßigen Versen den Kampf des Satans und seiner Helfer gegen die Kirche in „räumlicher, bewegungsmäßiger, farbiger, gewandlicher Durchbildung, vor allem aber in „sprecherischer, klangkörperlicher Ausprägung dargetan wird.“

Das Stück ist ein Versuch, den Chor für die konservative Richtung zu ge-

brauchen, hervorgerufen durch die Chorübungen der Sozialisten, bei denen diese neue Art eines Kunstwerks beliebt und erfolgreich sein soll. Massenempfindung, Massenbewegung kommt in ganz neuer Auffassung zum Ausdruck.
—A. B. E.

Heinrich Deckelmann, Lesestoffe zur Deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1928. Teil 1: Barock und Rokoko. 88 S. 1,80 M. Teil 2: Der Klassizismus. 136 S. 2,40 M. Teil 3: Die Romantik. 68 S. 1,60 M. Teil 5: Die neue Zeit. 72 S. 1,60 M.

Die gut ausgestatteten Hefte sollen zur Ergänzung der Lektüre ganzer Schriftwerke dienen und helfen, das Gesamtbild einer Literaturperiode abzurunden. Sie bilden den Abschluß des von Deckelmann und Johannesson herausgegebenen Deutschen Lesebuches für höhere Schulen. Die Stoffe der vorliegenden Bändchen sind geistesgeschichtlich gruppiert und berücksichtigen alle Arten des Schrifttums; es werden Dichtungen, Proben aus Abhandlungen und Briefen u. s. w. gegeben. Jedem Heft sind zahlreiche Abbildungen beigelegt, die es ermöglichen, auch die Kunst der betreffenden Periode zu berücksichtigen. In amerikanischen Lehranstalten dürften die Hefte gute Dienste in den literaturgeschichtlichen Übersichtskursen leisten. Ganz besonders sei auf Teil 5 hingewiesen, der überall da sich brauchbar erweisen wird, wo die neuere Literatur berücksichtigt werden soll, die eingeführten Anthologien aber kein Material enthalten. Auf eine fünf Seiten lange Einführung folgt eine Auswahl von Vertretern des Neuklassizismus und der Neuromantik auf 20 Seiten. Darauf folgt die Heimatkunst in einem Umfange von nur 8 Seiten, woran sich die Dichter des Weltkrieges auf ebenfalls 8 Seiten anschließen. Dem Expressionismus sind 20 Seiten zugebilligt. Wir finden Gedichte von Dehmel, Engelke, Heynicke, Stadler, Däubler, Werfel und Bertram. Wie jedem, so ist auch diesem Bändchen eine Liste von ergänzenden Lesestoffen angefügt.
—E. P. Appelt.

Stammler, Wolfgang, Von der Mystik zum Barock. 1400—1600. (Epochen der deutschen Literatur; Band II, I. Teil.) Stuttgart. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 1927. 554 Seiten. geh. M15.— Leinen M17.—

Eine Epoche der Geschichte der deutschen Dichtung, bisher im allgemeinen etwas stiefmütterlich behandelt, erhält hier eine ausführliche Darstellung: 457 Textseiten und 72 Seiten Anmerkungen, dem sich dann noch eine ausführliche Zeittafel anschließt. In seiner großen Ausführlichkeit und Vollständigkeit ha-

ben wir den Hauptvorzug des Werkes. Die ungemeine Belesenheit des Verfassers erhellt aus dem Text selber und besonders aus den Anmerkungen. Dabei beschränkt sich der Verfasser nicht auf die Dichtung, sondern das ganze geistige, wissenschaftliche Leben der Zeit wird mit in die Betrachtung gezogen. So entsteht ein lebensvolles Bild. Bei der sehr knappen Darstellung der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts fällt auf, daß Matthias Grünewald, der große Gegenpol Dürers, fehlt. Grade dieser hätte für das Gesamtbild nicht fehlen dürfen.

Stammler gliedert den großen Stoff übersichtlich in vier Hauptkapitel, denen eine kurze Einleitung vorhergeht. Das dritte Hauptkapitel trägt als Überschrift „Lutherische Pause.“ Es wird dargelegt, wie das geistige Leben in der Reformation mehr und mehr in Dogmatik und Theologie hineingezwängt wurde und darin verkümmerte. Aus der religiösen Bewegung entstand keine neue Dichtung, keine neue weltliche Kultur. Fraglich bleibt mir doch, ob das folgende Kapitel dann die Überschrift „Erwachen und Aufstieg“ verdient. Auch wenn man von Luther und Melancthon absieht, die Namen Hutten, Hans Sachs, Dürer, Holbein, Grünewald zeigen zur genüge, daß die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die zweite überragt.

Wer das Buch liest, wird an mancher Stelle durch die Überfülle von Namen und Titeln gestört, eine Überfülle, bei der das bloße Aufzählen durch Änderung des begleitenden oder einführenden Ausdrucks verschleiert wird, wodurch aber der Anschaulichkeit geholfen ist. Die ausführlichere Besprechung eines typischen Werks wäre da erwünschter gewesen. Weitere Namen hätte man gestrost in die Anmerkungen verweisen dürfen.

Stilistisch bedarf das Buch an manchen Stellen einer Durcharbeit. Auf Seite 38 lesen wir von „Streifscharen, welche das feindliche Gebiet erkundeten und für den Hauptschlag ermatteten“. Man ermattet doch wohl nicht das Gebiet! Auf Seite 93 springt sein Verteidigungsbrief lebhaft für Reuchlin in die Bresche! Das ist doch eine arge Zumutung für einen Brief; Auf Seite 228 lesen wir: „Um in der Tradition zu bleiben, sei hier der in Nürnberg eingewanderte Schweizer Benedikt von Watt als der letzte angeschlossen, der noch von Hans Sachsischem Gut zehrte.“ Was heißen soll: Um bei der Darstellung derjenigen Dichter zu bleiben, die der Tradition folgten, schließen wir hier den in Nürnberg eingewanderten Schweizer usw. als den letzten an. Auf Seite 259 heißt es: „Aus drei Quellen werden diese Volksbücher gespeist, und wir wollen sie unserer raschen Musterung zu Grunde legen“. Quellen einer raschen

Musterung zu Grunde legen? Nein, nach ihren Quellen lassen sich die Volksbücher in drei Gruppen teilen, und dieser Dreiteilung wollen wir dann folgen. Während dann noch Seite 260 „die andere Quelle“ dieser Dreiteilung genannt wird, ist auf Seite 262 aus der dritten Quelle ein Zweig geworden. Solche Stilblüten hätten beim Korrekturlesen nicht durchschlüpfen dürfen.

—Friedrich Bruns.

A. W. Grube, *Charakterbilder aus der Geschichte und Sage*. 37. Auflage, neubearbeitet von Wilhelm Pfeifer und Hans Warg. Mit vielen Bunt- und Tonbildern. Buchschmuck von Paul Hartmann. I. Teil: *Vorchristliche Zeit*. Neubearbeitet von Hans Warg. II. Teil: *Mittelalter*. Neubearbeitet von Wilhelm Pfeifer. III. Teil: *Neuzeit*. Neubearbeitet von Wilhelm Pfeifer. IV. Teil: *Weltmächte der Gegenwart* von Wilhelm Pfeifer. Friedrich Brandstetter, Leipzig, 1928. 3 Bde. (I. und II. Teil in einem Band). Preis des ersten und zweiten Bandes je M 13.—, des dritten M 14.—.

Als wir die neubearbeitete Ausgabe der Grubeschen Charakterbilder in die Hand bekamen, traten uns wieder die Knabenjahre in Erinnerung, in denen diese Bücher zum Grundstock der Jugendliteratur gehörten, und durch die in uns erst das lebendige Interesse am Geschichtsunterricht geweckt wurde. Der Historiker schüttelte wohl mitunter den Kopf darüber, daß soviel Unhistorisches mit unterließ; in uns aber erhielten gerade die durch wenn auch sagenhafte Einzelheiten uns nahe gebrachten Charaktere Fleisch und Blut, und an ihrem Geschick nahmen wir persönlichen Anteil. Daß das Werk seinen Platz durch Jahrzehnte behauptet hat, sodaß es heute in der 37. Auflage wieder auf dem Büchermarkte erscheinen kann, zeugt von seinem bleibenden Werte. Die geistige Einstellung unserer Jugend hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte und namentlich seit dem Kriege merklich geändert, und eine Neubearbeitung des Werkes war aus diesem Grunde schon notwendig geworden. Als neuer Band ist „Weltmächte der Gegenwart“ hinzugekommen. Vieles ist durch die Neubearbeitung geändert worden. Es ist, wie das Vorwort sagt, „dafür gesorgt, daß das geschichtlich wahre Bild der Männer und Zeiten nicht durch die erzählenden Beigaben oder Legenden unrichtig oder schief wird.“ Die Forschung hat auf allen Gebieten der Geschichte neue Tatsachen zutage gefördert und die Kenntnis der Ereignisse erweitert. Alledem ist in der Neubearbeitung Rechnung getragen, und sie wird nach wie vor ihrer Aufgabe, ein Buch für die Jugend zu sein, gerecht werden. Der Stil ist bedeutend vereinfacht, und das Werk

wird darum schon eine willkommene Lektüre auch für die deutschlernende amerikanische Jugend sein. Namentlich wird der dritte Band, der ganz neu dem Werke zugefügt ist, für unsere Zwecke von Wichtigkeit sein. Er behandelt die Weltmächte in ihren Beziehungen zu einander und ihren Wirkungen auf einander, wodurch die deutsche Geschichte dem Schüler des Deutschen im Auslande bedeutend näher gebracht wird. Druck und Ausstattung des ganzen Werkes sind vorzüglich. Auch die Abbildungen tragen viel dazu bei, das Werk anziehend zu machen. Das Werk ist eine schöne Weihnachtsgabe, und ist auch als Preis bei irgend welchen schülerischen Wettbewerben zu empfehlen.

Ludwig Weber, Christgeburt. Kammer-spiel nach einem Text aus Oberufer mit Musik nach alten Liedern zum Darstellen, Singen und Tanzen. Ausgabe Kallmeyer Nr. 1. Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel, 1925. Partitur M 6.—, Stimmen etwa M 6.—, Textbuch etwa M 0.75.

Eine nach Art der alten Krippenspiele dramatische Bearbeitung der Weihnachtsgeschichte. Sie erfordert außer der Kumpanei, die aus drei Sprechern, dem Verkündigungengel (Sopran), Maria und Josef, Wirt und Wirtin, drei Hirten (sämtlich Spieler), einigen Musikanten und den Tänzern besteht, einen Chor aus Frauen- und Männer- und zwei Einzelstimmen (Mezzosopran und Tenor) und ein kleines Orchester. Die musikalische Bearbeitung, in der Choräle und alte Weihnachtsgesänge, teilweise fugiert, Verwendung finden, ist nicht immer sehr leicht, aber überaus ansprechend. In einer größeren High School mit einem leistungsfähigen Chor und einem guten Schulorchester dürfte die Aufführung zu empfehlen sein. Dieselbe müßte allerdings sorgfältig vorbereitet werden; sie würde dann aber nicht nur Gelegenheitswert haben, sondern auch vom künstlerischen Standpunkte aus Mühe und Sorgfalt reichlich lohnen.

Wie erziehen wir unsere Kinder? Pädagogische Vorträge aus Leben und Erziehung für Eltern und Lehrer. Unter Mitwirkung der Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung, herausgegeben von Dr. Johannes Prüfer, Oberstudiendirektor in Leipzig. Dritte, verbesserte Auflage. B. G. Teubner, Leipzig, 1929. M 9.—.

Unter dem obigen Titel bietet das Werk eine Sammlung von Vorträgen, die zuerst in der Zeitschrift „Eltern und Kind“ erschienen waren. Dieselbe war von der „Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung“ gegründet worden, die es sich zur Auf-

gabe gemacht hatte, „an einer Vertiefung und Verbesserung der Familien-erziehung zu arbeiten, indem sie unter Mitwirkung vieler Fachpädagogen und praktischer Erzieher, insbesondere vieler Väter und Mütter, die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehungspraxis eingehend erörtert.“ Diese der Einleitung entnommenen Worte bezeichnen den Zweck der Vorträge. Sie sind mit großer Sorgfalt ausgewählt und behandeln in konkreter, überaus praktischer und allgemein verständlicher Weise die Fragen, die nur allzuoft Eltern und Lehrer in der Behandlung ihrer Kinder beschäftigen. Wer es ernst mit der Erziehung seiner Kinder meint, wird in dieser Sammlung einen wertvollen Ratgeber haben.

M. G.

Carl Schurz, ein deutscher Kämpfer. Von Otto Dannehl, Amstgerichtsrat. Berlin und Leipzig, 1929. Verlag von Walter de Gruyter & Co. 404 Seiten. Preis brosch. M. 8.50, geb. M. 10.

Der Verfasser geht von dem Begriff des Liberalismus als einem tiefen Drang nach Befreiung von der Last der Tradition und den Vorrechten, sowie dem Zwange der Autorität, der Sehnsucht nach Mitverantwortung im Staate aus. Der vormärzliche Liberalismus hatte zwei große Ziele: er wollte der Träger des immer mehr im Leben der Nationen zu seinem Rechte gelangenden Freiheits- und Persönlichkeitsprinzips sein, und er wurde der Vertreter des Gedankens der künftigen Einheit Deutschlands.

Carl Schurz wurzelt mit seinen Ideen in dem Gedankenkreis des vormärzlichen Liberalismus. Nach den Freiheitskriegen wurden die akademischen Gebildeten die Träger der liberalen Bewegung. Das Hauptziel war die Schaffung eines konstitutionellen Rechtsstaates.

Das Buch Dannehls ist eine Darstellung der vormärzlichen Bewegung und dann der Revolution von 1848 und 1849; die Teilnahme, die Carl Schurz an der ganzen Bewegung gezeigt hat, wird natürlich hervorgehoben. Aber eine Biographie ist das Buch kaum, obwohl es im Prospekt so genannt wird. Wäre das der Fall, so müßten gewisse Erlebnisse viel stärker in den Vordergrund treten. So z. B. die Flucht aus Rastatt, die Befreiung Kinkels und vor allem sein Wirken in den Vereinigten Staaten. Nur die letzten 8 bis 10 Seiten berühren etwas flüchtig sein Wirken in unserem Lande, und die Befreiung Kinkels wird in einer Zeile abgetan.

Für den biographischen Teil müssen doch wohl die „Lebenserinnerungen“ maßgebend sein. Dannehl führt aus, daß Schurz bei der Flucht aus Rastatt „mit Hilfe eines Sieburger Schlossers durch einen unterirdischen Kanal“ gerettet

wurde. Nach den Lebenserinnerungen wurde Schurz nicht gerettet, sondern sowohl der Plan als auch die Ausführung waren das Werk von Schurz. Allerdings floh er nicht allein; sein Bursche Adam sowie der Kriegskamerad Neustadt flohen mit ihm. Aber aus allem geht hervor, daß Schurz die Seele des Gedankens und Anführer bei der Ausführung war.

Das Buch enthält eine ungeheuer große Zahl von Anmerkungen; mehr als gewöhnlich. Das ist störend. Viele sind englisch. Die Korrektur muß von jemandem gelesen worden sein, der des Englischen unkundig ist, denn es finden sich so viele Druckfehler, daß man sie kaum einzeln anführen kann. Im Anhang ist eine Angabe der Schurzliteratur; in dieser ist sogar der Name des allbekannten Breslauer Philosophen Kühnemann als Kühnemann angegeben.

Das Buch enthält drei gute Bilder, von denen zwei Schurz darstellen; das erste ist nach einer Federzeichnung von Fanny Enders hergestellt, während das zweite Schurz vom Jahre 1852 zeigt; es ist von Heinrich Schmolzé gezeichnet. Das dritte, seine Braut darstellend, ist ebenfalls nach einer Zeichnung von Schmolzé hergestellt.

Die Auslandsdeutschen. Ihr Schaffen und ihre Verbreitung über die Erde. Historisch-wirtschaftliche Studie von den Kreuzzügen bis zur Gegenwart. Von Georg v. Hassel. Mit zwei Karten und graphischen Darstellungen. Verlag von Otto Salle, Berlin.

Zu den Auslandsdeutschen rechnet man alle nicht innerhalb der deutschen Grenzpfähle lebenden Deutschen; sie gehören zum deutschen Volke so gut wie die im deutschen Reiche lebenden Einwohner, auch wenn sie staatlich von Deutschland getrennt sind. Ihre Zahl beträgt heute 35 Millionen.

Mit Dietrich Tyrker, der mit Leif Ericson im 10. Jahrhundert nach Amerika fuhr, begann die Reihe der Deutschen, die, der Wanderlust des Stammes folgend, ins Ausland zogen. Später boten die Kreuzzüge Tausenden und Aber-tausenden von Deutschen Gelegenheit, ihrem Wandertriebe zu folgen.

Die ersten Deutschen, die im Ausland Kolonien anlegten, waren jene Deutschen, die im 12. Jahrhundert nach Siebenbürgen zogen. Ihre Zahl ist heute auf 233,000 gestiegen, und diese Sachsen, wie sie genannt werden, obwohl sie aus der mittelfränkischen Rheingegend stammen, fühlen sich noch heute, auch nach dem Weltkrieg, als Deutsche. Auch nach Rußland zogen Deutsche, um sich dort dauernd niederzulassen; noch heute finden sich Deutsche auf der Krim und an der mittleren Wolga.

In Südamerika versuchten schon zur Zeit Karls V. die Fugger- und Wels-

leute unter der Führung des tüchtigen Dalfinger und anderer Kolonien anzulegen; doch war auch der Gedanke das Goldland — El Dorado — und reiche Schätze zu finden, ein starkes Motiv bei diesen Zügen in das Innere von Venezuela. Diese Versuche waren aber alle erfolglos.

Der Verfasser geht auf die Kolonisationsversuche der Deutschen in Südamerika sehr genau ein, gründlicher als irgend ein mir bekanntes Werk. Er hat nicht nur die gesamte spanische Literatur über den Gegenstand studiert, sondern er hat sich 12 Jahre in Peru aufgehalten. Er spricht die Quecha Sprache und andere Dialekte der Ureinwohner jener Gegend. Von 1896 bis 1913 erforschte er im Auftrage der peruanischen Regierung und verschiedener geographischer Gesellschaften das Flußnetz des Amazonstromes, legte die Grenzen der Vegetationszonen fest und machte Studien über Sprachen und Sitten der Ureinwohner. Er ist also wie wenige imstande, über Südamerika zu schreiben.

Im 19. Jahrhundert wurden die Versuche der Deutschen, in Südamerika zu kolonisieren, erneuert; zuerst in Brasilien, dann in Chile sowie in Mexiko. Es sind heute etwa 800,000 Deutsche auf der südlichen Hälfte unseres Erdteils.

Die Zahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten veranschlagt Hassel auf 14,250,000; eine Zahl, die entschieden zu hoch ist. Interessant ist, was er über die Zukunft unseres Volksstammes in unserem Lande sagt: „Die Bauernkolonisten in den Vereinigten Staaten behalten durch lange Zeiträume hindurch ihr Volkstum, in den großen Städten dagegen erlahmt naturgemäß der Widerstand des einzelnen Deutschen gegenüber der erdrückenden angelsächsischen Volksmasse schneller. Aber auch hier hängt der Deutsche noch lange an seinem Volkstum.“

Auf 20 Seiten werden sämtliche maritimen Forschungsreisen der Deutschen, sowie die Expeditionen, die zur Erkundung des Inneren der Erdteile ausgeführt worden sind, aufgezählt. Es sind deren 546; wahrlich, die Deutschen haben ihren Teil an der Erschließung der Welt geleistet, trotzdem sie bis sehr spät eigentlich kein maritimes Volk waren.

Auf Seite 83 findet sich eine interessante graphische Darstellung. Nach derselben sind von 97½ Millionen Deutschen nur 62½ Millionen in der Heimat, d. h. in Deutschland; 35 Millionen sind im Ausland. In England sind von 59 Millionen nur 10 im Ausland; in Frankreich von 43 nur 3; in Italien von 41½ Millionen nur 4.

—J. E.

